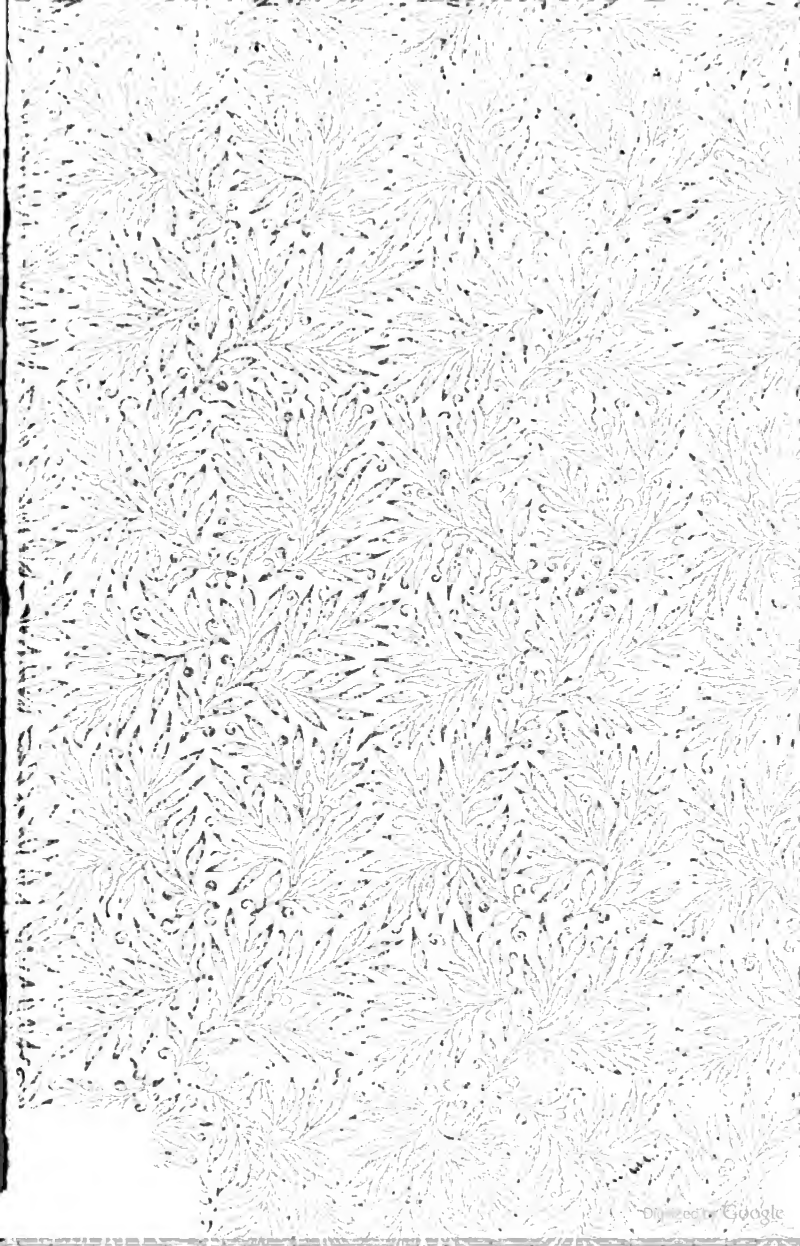



VE RI
TAS



Memoiren

von

Friedrich Laun.

Erster Theil.



Bunzlau, 1837.
Appun's Buchhandlung.

An den geehrten Leser.

Mit der Revolution im Jahr 1789 beginnt bekanntlich einer der wichtigsten Abschnitte in der Weltgeschichte. Die mannichfachsten, zum Theil großartigsten, ja ungeheuersten Begebenheiten sind, wie mit Absicht auf die schreiendsten Contraste berechnet, nach Art der Guckkastenbilder, einander in ganz ungewohnter, reißender Schnelligkeit gefolgt. Der Zeitraum der letzten 48 Jahre mußte daher eine unerschöpfliche

Quelle der interessantesten Erinnerungen sein. Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß der in Frankreich so lange zuvor schon rege gewesene Sinn für Memoiren auch in Deutschland aufgehen mußte. Die neueste Zeit stellt solches ganz unverkennbar heraus. Sogar in der einfachen Bahn der gewöhnlichen Menschen, in der beschränkten Sphäre des bedeutungslosesten Lebens, finden sich Abspiegelungen der ungewöhnlich großen, vielgestaltigen Zeitereignisse vor, die mitunter das höchste Interesse in Anspruch nehmen. Aus diesem Grunde sind von jedem nur mit einiger Beobachtungsgabe ver-

sehenen, Jetzt lebenden so unterhaltende, als lehrreiche Notizen aus dem Kreise seiner Erfahrungen zu erwarten. Ein Schriftsteller wie Fr. Laun, dessen Werke sich während einer langen Reihe von Jahren nicht nur über ganz Deutschland verbreiteten, sondern auch zum Theil durch Uebersetzungen in die englische, französische und holländische Sprache, dem Auslande zugeführt wurden, mußte wohl, vermöge der von selbst sich ihm darbietenden, vielfachen Beziehungen und Verbindungen mit berühmten und sonst denkwürdigen Zeitgenossen, vorzüglich geeignet sein zu Auffassung und Darlegung des=

sen, wovon er Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Besonders enthält auch sein Werk, neben den mannigfachsten, beweglichen historischen Bildern, eine Schilderung des vergangenen, wie des gegenwärtigen gesellschaftlichen und literarischen Zustandes seiner heimathlichen Gegenden, so wie manche von ihm anderwärts gelegentlich eingesammelte Erfahrungen und Notizen.

Die Verlagshandlung hofft daher für diese Memoiren eine freundliche, gütige Aufnahme zu erlangen.

Vorwort.

Jean Paul sagt: „Man will das Leben des unbedeutendsten Autors wissen, daher ist eigene Lebensbeschreibung keine Anmaaßung *).“

Die Autorität dieses Namens dürfte allerdings groß genug sein, einem solchen Autor zum Schilde auszureichen. Wohl thun aber wird er immer, wenn er außerdem noch einige Sicherheitsmaaßregeln bei seiner Beschreibung beobachtet. Erstens ziehe er den Leser nicht in einem ermüdenden Labyrinthe bedeutungsloser Begebenhei-

*) Wahrheit aus Jean Pauls Leben, 1s Heft, S. 13.

ten herum, sondern beschränke sich auf die Mittheilung desjenigen, was auf seine geistige Gestaltung und Ausbildung unmittelbaren Einfluß haben mußte. Zweitens erlasse er dem Leser seine sogenannten Herzensangelegenheiten, sobald sie nicht geeignet waren, eine neue Phase seines Lebens herbeizuführen. Drittens und hauptsächlich, suche er durch Beifügung von Schilderungen ihm vorgekommener, mehr oder weniger wichtiger Personen und Ereignisse seiner Zeit, der eigenen Kleinheit ein Relief zu ertheilen, um so während er des Lesers Aufmerken durch Mannigfaltigkeit und Wechsel frisch erhält, vermöge seiner Erfahrungen nicht nur der Literar- oder Kunstgeschichte nützlich zu werden, sondern sogar bisweilen manche, sonst vielleicht ganz außer seinem Bereiche liegende, größere Weltbegebenheit

durch Eröffnung kleiner, nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangter, ihm aber zufällig zugänglich gewordener charakteristischer Züge und Umstände, in ein besonderes Licht zu stellen.

Wenigstens ist bei diesem Buche meine Absicht mit auf Berücksichtigung jener drei Punkte gegangen. Ob und wie weit es mir gelang, sie zu erreichen, muß dem Urtheile des dabei zunächst betheiligten Lesers überlassen bleiben. Das Buch sollte, mehr memoirenartig, als blos selbst-biographisch, keineswegs meine vollständige Lebensbeschreibung, sondern nur einen, auch abgesehen von dieser, einiges Interesse darbietenden Beitrag zur Uebersicht der Vor- und Rückschritte des gesellschaftlichen und literarischen Zustandes, besonders auf den kleinen Erdschollen enthalten, wohin den

Selbstbiographen die eigenthümlichen Verhältnisse auf kurze oder längere Zeit gewiesen haben. Aus diesem Grunde glaubte ich auch dem, von der Verlagshandlung ausgesprochenen Wunsche, den Titel: Blätter aus meinem Lebensbuche, manches Denkwürdige meiner Zeit enthaltend, in den kürzeren: Memoiren, zu verwandeln, nachgeben zu können.

Jeder, der Darstellung nur einigermaaßen mächtige Beobachter, scheint in einer an den auffallendsten Begebenheiten aller Art so überreichen Zeit, wie die letzten acht und vierzig Jahre sind, beinahe verpflichtet, seine Lebenserfahrungen niederzuschreiben und der Welt vorzulegen.

Bei meinen mancherlei literarischen Bekanntschaften und Beziehungen, glaubte ich

mich eines solchen Unternehmens noch weniger überheben zu dürfen.

Daß in gegenwärtigem Werke der Wahrheit wissentlich nirgend Eintrag geschehen, kann ich gewissenhaft versichern. Nur da, wo mein, im Allgemeinen sehr gutes, Gedächtniß dem langen Zeitraume zwischen Begebenheit und Aufzeichnung nicht ganz gewachsen sein sollte, sind letzterer vielleicht einige Versehen vorzuwerfen. Auch diese jedoch betreffen gewiß nur gleichgültige Nebendinge, niemals Sachen von Bedeutung.

Ob meine Hoffnung auf die Theilnahme der Gebildeten an diesen Notizen, in Erfüllung gehen werde, ist allerdings eine Frage, die mich beim Nachdenken darüber doppelt beunruhigen muß, weil wenn es nicht der Fall sein sollte, die Schuld keineswegs an

dem in größter Fülle und Mannigfaltigkeit vorliegenden Stoffe, sondern an meiner völligen Unfähigkeit, ihn gehörig zu benutzen, gelegen haben könnte.

Dresden, im April 1837.

Der Verfasser.

1.

Häusliche Verhältnisse. — Unterricht. — Erholungsstunden. — Lebensart. — Brühlsche Terrasse. — Garten der Gräfin Mosczinska. — Weinbergsfreuden und -Leiden. — Verlust des Vaters. — Fortsetzung des väterlichen Gewerbes durch die Mutter mit Hülfe meiner Schwester. — Stiefvater. — Insektenfang. — Geheimer Kriegsrath Romanus. —

Der erste Juni des Jahres 1770 war mein Geburtstag. Mein Vater betrieb in Dresden ein Banquiergeschäft. Der Geldumsatz mochte wohl der einträglichste Zweig desselben sein. Meine Mutter, die Tochter eines verstorbenen Kaufmanns, der um den größten Theil seines Vermögens im siebenjährigen Kriege gekommen war, eine muntere, rüstige Frau, unterstützte ihn im Geldwechsel, was vielleicht wider die Gewohnheit der jetzigen Zeit verstoßen würde, damals aber keinesweges aufzufallen schien. Von mehren Kindern hatten sie außer mir nur noch eine jüngere Tochter am Leben behalten. Unser Hauswesen war höchst

einfach, von großen Aufwand kein Gedanke; doch bestand der Umgang meiner Eltern aus recht achtungswerthen Familien. Der Raum der Wohnung im zweiten Stockwerke eines die Ecke der pirnaischen und großen Schießgasse bildenden Hauses, welche sie zur Miethe inne hatten, wollte nach der Geburt meiner Schwester nicht mehr ganz ausreichen. Besonders fand sich für mich keine geeignete Schlafstelle. Die Großmutter von mütterlicher Seite, räumte mir daher eine solche in ihrem Quartiere auf der kleinen Schießgasse ein, wo sie ein eigenes Haus in der Nähe der pirnaischen Gasse besaß. Sie schlummerte gewöhnlich noch, wenn ihr kleiner Schlafgefährte sie früh um sechs Uhr verließ, um das Frühstück in der Eltern Hause einzunehmen.

Meinen ersten Schulunterricht empfing ich in dem Institute eines Franzosen Namens Fortin, der übrigens, so viel ich mich erinnere, sich nur wenig mit der Anstalt abgab. Desto angelegentlicher bemühte sich um deren Aufrechterhaltung seine wackere Frau. Es nahmen Knaben und Mädchen an dem Institute Theil, worin außer dem genannten Ehepaare nicht nur noch ein jüngerer Franzose, Namens Michaud, Unterricht in der französischen Sprache ertheilte, sondern auch ein deutscher Theolog im Christenthum, Schreiben und Rechnen, wie in den gewöhnlichen Anfangsgründen des Wissens überhaupt, unterwies. Für Zeichnen und Tanz

waren ebenfalls besondere Lehrer angestellt. Außer der großen Anzahl von Schülern, welche, wie ich, das Institut früh und Nachmittags besuchten, ohne an Kost und Wohnung darin Theil zu nehmen, befanden sich auch in ihm eine kleine Zahl von Pensionären aus beiden Geschlechtern, von denen ich mich unter andern des vor einiger Zeit verstorbenen Generals von Lecoq und des noch jetzt lebenden Generals Freiherrn von Leyser erinnere. Das Facit einer Zusammenrechnung meiner dort eingesammelten Kenntnisse wird nur wenig über Null betragen. Es wäre jedoch ungerecht, wenn ich solches zum Maaßstabe des Nutzens der Anstalt selbst machen wollte. Ich erinnere mich noch recht gut meiner fast unbezwinglichen Abneigung vor dem Sitzen und meines Mangels an Aufmerken. Zum Theil mochte wohl ein zu frühzeitiges Einzwängen in die Schulerfordernisse Ursache sein. Noch zweifelhafter war der Nutzen meiner zu gleicher Zeit begonnenen Tanzlehrstunden. Herumspringen hätte der junge Bär wohl mögen den ganzen Tag, nicht aber nach dem ohrzerschneidenden Gequäk einer Strohfiedel im Zimmer herumgejagt, oder wenn die Füße zu halsstarrig den Gebräuchen des geringern Landbauers anhingen, gar mit der Tortur des Tanzbrets gepeiniget werden.

Sehr häufig brachte ich auch am Tage meine lektionsfreie Zeit bei der Großmutter zu. Ihrer im Erd-

geschosse gelegenen Wohnung gegenüber, befanden sich damals noch die grünenden und mit Bäumen durchwachsenen Trümmer mehrer im siebenjährigen Kriege abgebrannten Häuser. Was auch die gute Großmutter ihrem Enkel aus Besorgniß, er könne in die dortigen verfallenen Keller stürzen, oder sonst ein Opfer seiner Unbesonnenheit und Voreil werden, von Schlangen und anderm giftigen Ungeziefer zu erzählen wußte, das auf der öden Brandstätte hause, so lockte mich doch ein schöner, blauer Himmel selten vergebens dahin. Grade einer Schlange, die mir noch im Leben nicht vorgekommen war, würde ich am liebsten dort begegnet sein. Niemals gelangte ich zu diesem Vergnügen, desto öfter ergötzte mich aber der Anblick von Eidechsen, welche wirklich ihre Wohnungen unter dem lockern Gestein einer in der Mitte ganz unbrauchbar gewordenen Treppe hatten. An schönen, warmen Tagen pflegten sie sich auf dem üppigen Grün des Rasenteppichs recht behaglich zu sonnen. Es waren ausgezeichnete Thiere an Größe und der besondere Glanz ihrer hellgrünen Farbe verrieth sie auf dem gleichfarbigen Grase. Die aus dem Munde einfältiger Kinderfrauen stammende Sage von der Schädlichkeit und dem Gifte der schnellfüßigen Eidechse, kostete einigen davon einen Theil ihres Schweifes. Ach, wie gern hätte der unbefugte kleine Scharfrichter sein liebloses Werk unge-

schehen gemacht, als durch bessere Naturkundige sein Urtheil über diese Thiere berichtigt worden war. Und wenn die Eidechse längst den künftigen Tag in ihrer unterirdischen Wohnung schlafend erwartete, dann begannen die Volksversammlungen der zahllosen Fledermäuse, welche ihre Residenz in der großen Brandstätte aufgeschlagen. Mehr aber noch als diese zogen mich, der ihr Schwärmen gewöhnlich an der Hausthüre abwartete, ein Paar in der höchsten Mauer sich aufhaltende Eulen an. Es galt mir für ein wahrhaftes Unglück, daß diese ihre nächtlichen Ausflüge selten vor zehn Uhr anfingen, weil die Glocke kaum ausgeschlagen hatte, als auch schon die Großmutter das Haus schließen und mich hineinholen ließ. Die Zeit hat durch den Wiederaufbau der eingeschossenen Häuser jede Spur der mir damals so ungemein wichtigen Ereignisse ausgelöscht. Ueberhaupt lagen in der Stadt noch gar manche große und kleine Gebäude im Schutt, welche nur allmählig daraus, großentheils verschönert, hervorstiegen und nun mitunter schon wieder ziemlich veraltet erscheinen.

Im Ganzen war meine Lebensart in dieser Periode einfach und einsam. Selten nur Zusammenkünfte mit Gespielen meines Alters. Das, an das großmütterliche anstoßende Haus, enthielt zwar junge Leute Eines Theils aber waren sie mir im Alter schon vor-

ausgeeilt, so daß keine große Berührung zwischen unsern Neigungen und Wünschen statt finden konnte, andern Theils wurden auch meinen Zusammenkünften mit ihnen von Seiten der Großmutter eher Hindernisse in den Weg gelegt, als solche befördert. Daher gereichte mir es schon zu großer Ergötzlichkeit, wenn sich die mir sehr zugethane, gute Alte zuweilen zu einem Spaziergange in meiner Begleitung entschloß. Gewöhnlich war dieser entweder nach der sehr nahen Brühlschen Terrasse, oder nach dem Garten, einer in der glanzvollen Epoche der Könige von Polen aus dem Hause Sachsen eine Zeitlang vielgeltenden Schönheit, der Gräfin Mosczinska. Beide Gärten sind in ihrem jetzigen Zustande kaum wieder zu erkennen. Obschon bereits halbverwildert, trug die Brühlsche Terrasse noch ganz den Character veralteter Gartenkunst an sich. Unbarmherzig verschnittene Lindenbäume und ebenfalls durch einen so grausaumen Schnitt zu mauerähnlichen hohen Wänden umgewandelte Baumhecken, in deren Mitte Baumschulen und manche andere Gewächse befindlich, ansehnliche Taxuspyramiden und Springbrunnen machten seine Hauptbestandtheile aus. Freilich begann es an der geeigneten lebendigen Staffage für die steifen, grausamen Verbesserungen der Natur, hauptsächlich durch die Scheere, bereits gewaltig zu fehlen. Die in solche Natur gehörigen, gepuderten

Lockenperücken kamen nur noch als einzelne, große Seltenheiten zuweilen zum Vorscheine. Es war schon ohngefähr die Zeit, wo die Nachfolger dieser falschen Haarwolken, die Haarbeutel, einen Valetschmaus hätten geben und ihre Substituten, die steifen Zöpfe, das Lied beginnen können: „Freut Euch des Lebens," wenn der Verfasser, Herr Usteri, dieses schon fertig gehabt hätte.

Meine Liebhaberei von der übergrünten Brandstätte her, die Eidechsen, fand ich ebenfalls in sehr großen Exemplaren auf einer bereits halb verfallenen Treppe des Brühlschen Gartens wieder, die nach einem im Kriege eingeäscherten Pavillon geführt hatte. Auf dem hohem Punkte, der eine recht weite Aussicht über den Elbstrom und dessen mit Weingebirgen umkränzten Ufer gewährte, nahmen meine Aufmerksamkeit besonders die ziemlich ganz zusammengesunkenen Stufen eines Thurms in Anspruch, an die man eine vielverbreitete alte Sage knüpfte. Diese Stufen sollten nämlich der Stiege zu der eisernen Jungfrau hinab angehören, die in jeder Hand ein scharfes Schwert haltend, mit wenig jungfräulicher Grausamkeit, ihre Schwerter zum Durchschneiden des Halses von ihr übergebenen Staatsgefangenen gebrauchte. Uebrigens bestreitet man die Behauptung noch sehr, daß jemals hier ein heimliches Gericht dieser Art existirt habe. Die Brühlsche

Terrasse erhielt zu der Zeit, wo ich dort an der Hand meiner Großmutter herumsprang, bei Weitem nicht so viel Besuche als jetzt. Sie war fast ausschließend der Sammelplatz kleiner Kinder mit ihren Wärterinnen. Dazwischen pflegten dann und wann einzelne alte Paare herumzuspazieren, nicht selten laut klagend über den tiefen Verfall der reizenden Anlage, die unter dem Grafen von Brühl ein kleines irrdisches Paradies dargeboten hatte. Auch junge Pärchen, die als solche von der Welt kein Anerkenntniß erlangen konnten, vergaßen gern hier in der Einsamkeit diese schreiende Ungerechtigkeit. Und zeigten sich ja aus der Ferne einmal ihrem Vereine abgeneigte Gestalten, so boten die vielen Buchenwände und heimlichen Plätzchen Schutz und Ausweichepunkte in Menge dar. Die größte Gefahr drohte ihnen dadurch, daß es nur ein einziges Hauptportal für diesen Garten gab. Ein schönes Kind aber welches wußte, daß die jedesmalige Schildwache mitten im Garten den Schlüssel zu einer Nebenthüre nach der Fischergasse hinunter hatte, (und schöne Kinder pflegen auf dergleichen Wissenschaften zu halten,) gab im Nothfalle dieser ein gutes Wort und der Soldat ließ es durch die aufgeschlossene Thüre hinunter schlüpfen, während sein Verfolger vielleicht Stunden lang am Hauptportale fruchtlos lauerten, um der guten, entflohenen Person tüchtig den Text zu lesen. Erst seit

etwa zwanzig Jahren besteht die große, steinerne Treppe, welche von der Elbbrücke aus auf die Terrasse führt. Diese Treppe und die auf dem entgegengesetzten Ende des Gartens gestiftete Communication mit der Pirnaischen Vorstadt hat erst der Terrasse ihren jetzigen Glanz in Ansehung des Besuchs und dabei eine sehr wesentliche Erleichterung dem ganzen Publikum verschafft.

Der Garten der Gräfin Mosczinska, wurde nach dem Tode derselben der Oeffentlichkeit entzogen. Jetzt nachdem sein Besitz durch mehre Hände gegangen, gehört er nur zur Hälfte noch einem Privatmann. Die andere Hälfte wird zu einem Militairhospitale benutzt. Zur Zeit meiner Kindheit wachte die Gräfin in Person über der Erhaltung seiner ursprünglichen Anlagen, besonders auch der Wasserwerke, hauptsächlich in Springbrunnen bestehend. Nicht selten verweilte sie in der Nähe eines kleinen Wasserfalles. Aber der sengende Stral ihrer Augen war längst erloschen. Die ganze frische, lebenvolle Schönheit war zu einem stark zusammengekrümmten Mütterchen eingeschrumpft, das auf ein Stöckchen gestützt, einen grünen Schirm über den leidenden Augen, herumwankte. Der Besuch des Gartens von Jedermann, der Blumen und Bäume ungestört ließ, gereichte ihr zur willkommenen Unterhaltung und Freude. Die beinahe allent-

halben schon abgeschaffte Gewohnheit, die Gärten unter anderm auch durch weiße und bunte Porcellanscherben auszuschmücken, wurde in dem ihrigen noch sorgfältig aufrecht erhalten. Sie selbst pflegte ihr Stöckchen anzuwenden, um einzelne im Wege liegende Scherben wieder in die Figur hineinzuschieben, welche durch diese Scherben ausgedrückt wurde. Mit großer Freundlichkeit redete sie hauptsächlich die Besucherinnen des Gartens an und bewies sich auch besonders durch mannigfaches Wohlthun als eine wahrhafte Menschenfreundin.

Ein Vergnügen, welches mir über Alles ging, gewährten mir die jederzeit in einem Miethwagen unternommenen Fahrten auf den Weinberg, den die Großmutter, etwas über anderthalb Stunden von Dresden entfernt, an der Straße nach Meißen gelegen, besaß. Sie fielen indeß im Jahre selten mehr als einige Mal vor und zwar gewöhnlich am Sonnabende Nachmittags. Der Sonntag wurde dann auf dem Weinberge zugebracht und am Abende desselben wieder heimgefahren. Gewöhnlich leisteten meine Eltern, die am Vormittage zeitig nachkamen, uns dort Gesellschaft. Ganz in meinem Elemente war ich auf der Weinlese. So lange sie dauerte, blieb ich auch mit auf dem Weinberge. Ueberhaupt gehörten die Großmutter, ihr Dienstmädchen und ich zu den Stereotypen aller Wein-

bergspartbieen. Zufällige Theilnehmer nur waren meine Eltern und meine Schwester. Das eine Mal hätte ich beinahe meine alte Gerechtigkeit, eine nothwendige Person bei diesen Fahrten zu sein, verwirkt und zwar eben auf der Weinlese. Schon mehrmals hatten einige Feuerwerkssachen, die, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, auf den Weinberg gekommen waren, nicht abgebrannt werden können. Auf der Weinlese sogar, wo es eines Abends gewiß hatte geschehen sollen, war es unterblieben. Am folgenden Abende, als eben der Winzer in der Presse die Trauben trat, und die Großmutter ihre regelmäßige Assessur dabei, unterstützt von einer andern Beisitzerin, exercirte, gerieth ich daher in einem Anfalle von grimmiger Langeweile auf den Einfall, zu dem zweifelhaften Rechte der Selbsthülfe zu greifen. In der Hand eine kleine Rakete, welche ich aus dem Feuerwerkskasten genommen, begebe ich mich hinunter nach der Presse. Nicht ohne Absicht trage ich das späterhin zum Corpus delicti gewordene, Ding ganz offen vor der Großmutter hin und her. Es galt nämlich den Versuch, ob sie mich wegen der ohne Erlaubniß an mich genommenen Rakete zur Rede stellen würde Da solches nicht geschah, so war ich weit entfernt, anzunehmen, daß das Feuerwerksstück ihrem Blicke entgangen sei, vielmehr legte ich den Umstand gradezu, als eine stillschweigende

Genehmignng meines Eingriffs in den Kasten aus. Das Losbrennen schien mir aber doch in dieser Genehmigung nicht mit zu liegen. Vielleicht konnte ich indessen eine besondere, auf die nämliche Weise an mich bringen. Und wirklich auch das gelang. Ein Span wurde mehrmals im offenstehenden Loche des nach der Winzerstube führenden Ofens von mir angezündet und es erfolgte kein Beachten, oder Widerspruch. Das galt mir denn abermals für förmliche Concessionirung zu meinem Vorhaben. Jetzt verfügte ich mich mit dem brennenden Spane nach der nahen, offenstehenden Hausthüre, dort ihn an die Rakete zu halten und die also entzündete sodann aus der Thüre auf den freien Platz vor dem Hause zu werfen. Allein nach lange fruchtlos wiederholten Versuchen das, vielleicht feucht gewordene, Pulver in Flammen zu setzen, sprühte es endlich so ganz unerwartet empor, daß der darüber erschrockene Feuerwerker die Rakete, statt aus der Hausthüre, unwillkührlich zurück nach der Gegend der Presse schleuderte. Welch ein Zetergeschrei, als das feurige Ding von des Winzers Jacke ab, nach der zweiten Assessorin hinprallte, diese emporschreckte, sodann unverschämter Weise zur Hauptperson, meiner Großmutter, übersprang, den Saum ihres Rockes in Brand setzte und zuletzt unter einem großen Fasse sein muthwilliges Leben mit einem starken Knalle beschloß.

Die Art, wie der Knall aus dem Munde der beiden Frauen und der aus der Stube herausgelaufen kommenden Winzerin wiederhallte, ließ ziemlich sicher in allen Dreien auf eine Tapferkeit schließen, die sich so eben für todt geschossen achtete. Voraussehend, daß der erste Augenblick der vollen Besinnung bei der Großmutter nicht der günstigste für den so ungeschickten als unberufenen Feuerwerker sein würde; eilte ich hinaus in den Weinberg. Bei jedem Rufe meines Namens fühlte ich immer besser das Wohlthätige des Schleiers der Nacht und entfernte mich weiter, je näher die Stimmen mir auf den Leib rückten. Erst als später zugleich ein förmlicher Pardon mit ausgerufen wurde, stellte der Verschollene sich wieder ein. Die immer zunehmende Angst darüber, was aus mir geworden sein könne, verwandelte bei meiner Rückkehr die wohlverdiente Strafe in eine Art von Triumph. Am folgenden Morgen aber, als nach Wegnahme des Fasses die zerplatzte Rakete zum Vorscheine kam, hinkte die Strafe doch in einer langen, langen Bußpredigt nach, in der die Großmutter die möglichen hunderttausend Folgen solcher Gottlosigkeiten so gründlich abhandelte, daß mich ein Schauer nach dem andern überlief.

Zehn Jahr war ich alt geworden, als eine traurige Kgtastrophe den wesentlichsten Einfluß auf unser Haus

und auf meine Zukunft äußerte. Der bairische Erbfolgekrieg, auch der einjährige Krieg genannt, der wenigstens den großen Vorzug vor vielen andern hatte, daß wenig Blut darin vergossen wurde, war zu Ende. Mein Vater als rechtlicher und betriebsamer Mann bekannt, entschloß sich in Gemeinschaft mit einem vormaligen preußischen Commissar, Namens Richter, zum Ankauf eines Magazins in Böhmen, welches wegen anscheinend großer Wohlfeilheit als eine günstige Speculation sich darstellte. Allein waren die Berechnungen des Wiederabsatzes nicht gehörig basirt, oder wirkten andere Umstände verderblich darauf ein, genug es kam dahin, daß der in Folge dieses Unternehmens von Gläubigern hartbedrängte Mann sein Geschäft und Vaterland heimlich verlassen mußte. Seiner Gattin blieb nichts übrig, als der Versuch, den Geldwechsel, welcher einen hauptsächlichen Theil seines Gewerbes ausgemacht hatte, allein fortzusetzen. Besonders zu statten kam ihr dabei der Beistand, den sie ihm zeither schon in solchen Angelegenheiten geleistet hatte. Die hülflose Lage, worin sie nebst zwei Kindern sich versetzt sah, verbunden mit dem regesten Eifer, die zeitherigen gewöhnlichen Kunden zu erhalten und neue zu gewinnen, erwarben ihr in Kurzem große Theilnahme und Vertrauen. Einzig auf ihrer Person ruhte die ganze Last. Nur selten, wenn nothwendige Gänge

ihre Abwesenheit herbeiführten, übertrug sie mir eine Interimsverwaltung. So sehr sie auch auf meine Ehrlichkeit sich verlassen konnte, so erfordert doch der Geldhandel eine Aufmerksamkeit und Besonnenheit, die sie meiner flatterhaften Jugend nicht zutraute. Außerdem beschäftigte mich der Unterricht in einer sogenannten Realschule und die mit diesen zusammenhängenden Vorbereitungen und Repetitionen einen großen Theil des Tages zu sehr, als daß sie überhaupt große Rechnung auf meinen Beistand hätte machen können. Zum Geldumsetzen in der Münze und mehrern Handlungen der Stadt, mit denen meine Mutter in gutem Vernehmen stand, wurde gewöhnlich meine um fünf Jahr jüngere Schwester gebraucht. Ihre Niedlichkeit, bei einem so einfachen, als netten und reinlichen Anzuge regte für den kleinen weiblichen Commis besonderes Interesse an, wenn er das bei sich habende Geld aus seinem Handkörbchen, oder schwarzen Atlaßmüffchen nahm, und solches mit Geschick und Behendigkeit auf das Zählbrett im Reihe und Glied brachte.

Genug, mehrere Jahre lieferten den Beweis, daß die unermüdete Thätigkeit meiner trefflichen Mutter wenigstens so viel erschwang, um der kleinen Familie Nahrung und anständiges Fortkommen zu verschaffen.

Mit dem Heranwachsen der beiden Kinder vermehrten sich indessen die Bedürfnisse ungemein, dazu erforderte namentlich meine fernere Ausbildung eine männliche Leitung. Zwar nahm die Kreuzschule, wohin ich inzwischen und zwar in die vierte Klasse gekommen war, viele meiner Tagesstunden in Anspruch, allein es blieb darum doch noch Zeit genug zu Hause übrig, in welcher unter anderm auch Unfug vorgenommen werden konnte. Die Weichheit des Mutterherzens trat häufig der zu dessen Verhinderung, nöthigen Strenge in den Weg. Das Nachtheilige dieses Umstands selbst einsehend, konnte sie kaum anders, als den Wunsch zu Abschließung eines neuen geeigneten Ehebandes fassen, da alle Nachforschungen nach einer Spur des verschwundenen ersten Gatten fruchtlos blieben und die Besorgniß, daß der Gram über sein Mißgeschick ihn getödtet habe, sich immer mehr zu bestätigen schien. Als hierauf, vermöge der in solchen Fällen gewöhnlichen, obrigkeitlichen Schritte, meine Mutter wieder über ihre Hand verfügen konnte, bot sich in dem Generalbevollmächtigten der gräflich Bolzaischen Erben, Friedrich Egg, einem Mann; dessen merkantilische Einsichten so anerkannt waren, als sein redlicher Charakter, ihr eine sehr wünschenswerthe Parthie dar, zu der sie sich auch entschloß. Nach erfolgter völliger Regulirung der Balzaischen Angelegen-

heiten wurde von meinem Stiefvater in Gemeinschaft mit einem andern Kaufmanne, Namens Erkel, ein Banquiergeschäft unternommen, welches sich eines gedeihlichen Fortganges erfreute.

Ohngeachtet mein Stiefvater nichts weniger, als ein barscher, grämlicher Mann war, vielmehr mit wahrhafter Liebe im ganzen Hause waltete und ohngeachtet seine Berufsgeschäfte ihm wenig Zeit zur besondern Aufmerksamkeit auf mich übrig ließen, äußerte er doch schon durch sein schönes Beispiel, einen wesentlichen Einfluß auf meine Vervollkommnung in Fleiß und Ordnung.

Seit den frühesten Jahren dem Gedanken an wissenschaftliche Ausbildung auf einer Akademie nachhängend, wählte ich auch auf der Kreuzschule meine Gesellschaft aus solchen, die ähnliche Zwecke verfolgten.

Der Insektenfang wurde zur damaligen Zeit noch weit leidenschaftlicher von der Jugend betrieben als heutzutage. Auch mir füllte er mehrere Jahre den größten Theil der Nebenstunden aus. Und mehr noch, als die Jagd nach den geflügelten Korbthieren, beschäftigte mich die Einsammlung ihrer Raupen. Mit größter Aufmerksamkeit sorgte ich dafür, daß die armen Ge-

fangenen stets frische, im Wasser stehende Zweige zu ihrer Fütterung erhielten. Zu besonderm Vortheile gereichte mir dabei die Bekanntschaft eines damals, unter andern auch als Entomolog von Bedeutung, geachteten Mannes, des geheimen Kriegraths Romanus mit unserm Hause. Ein anderer gelehrter Insektensammler, der Hofmedikus, Dr. Heise, sein Freund, pflegte oft Sonntags mit ihm den Plau'schen Grund zu besuchen. Die Söhne von beiden, ebenfalls Insektenjäger, begleiteten sie und dazu wurde denn auch ich eingeladen. Während draußen die beiden bejahrten Herren ihren Sitz im Hegereuterhause nahmen, kletterte das junge Völkchen mit Fangeisen und Schachteln wohlversehen, Gemsen gleich, an den Felsenbergen zwischen dem Gestripp herum. Bei eintretendem Dunkel kehrten die rastlosen Jäger dann, wenn nicht mit Hasen und Hünern, doch mit Raupen, Schmetterlingen und Käfern beladen, nach dem Hegereuterhause zurück, wo zum frugalen Abendschmause die gesottenen Forellen gewöhnlich schon der ganzen Gesellschaft harreten. Ehe es aber zu diesem Genusse kam, fand immer die Revision unserer Schachteln und Hüte statt. Denn an diesen wurde befestigt, was in jenen nicht mehr Platz hatte.

Zwar fanden beide Insektenkundige und Besitzer

ansehnlicher Sammlungen von Schmetterlingen und Käfern gewöhnlich in unsern Vorräthen seltene oder gar ihnen unbekannte Artikel nur wenig. Um so mehr erfreuten sie sich aber, wenn doch der Fall einmal eintrat. Dann fragten sie zuweilen freundlich an, ob wir zu einem Tausche Lust hätten, eine Frage, die allezeit einer freudigen Bejahung gewiß sein konnte, da es den alten Herren nicht darauf ankam, die erhaltene Kleinigkeit durch eine ganze Parthie aus ihrem sehr wohl erhaltenen Doublettenvorrathe zu vergüten. Die hauptsächlichste Würze des Mahles bestand in den Bemerkungen über die bedeutendern Stücke unseres Fanges. Doktor Heise versäumte nie, den lateinischen Namen des großen Insektentäufers Linne beizüfügen, auch wohl durch Mittheilung selbstgemachter Beobachtungen die trockenen Notizen über manche Eigenthümlichkeiten zu beleben. Wie er dies gewöhnlich dogmatisirend, im feierlichen Kathedertone that, so geschah dasselbe nur beiläufig im Gespräche vom geheimen Kriegsrathe Romanus. Ich darf hierbei nicht übergehen, daß Letzterer der nämliche ist, welcher sich durch Herausgabe eines Bandes, zu Dresden im Jahre 1767 erschienener Lustspiele, ein anerkanntes Verdienst um die, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich mehr ausbildende, deutsche Bühne erworben hat. Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur, Leipzig 1833 sagt von

ihm, in Beziehung auf seine dramatischen Produktionen, er war nicht unglücklich in Anlegung komischer Verwickelungen und zeichnete sich durch Correktheit der Sprache aus. Obschon ihm sonach, wenn man den niedern Stand der damaligen Bühnenkultur betrachtet, eine ehrenvolle Erwähnung in dieser Hinsicht nie wird verweigert werden können, so gab doch das Lächeln, mit welchem der bescheidene Mann die Erwähnung seiner Lustspiele aufzunehmen pflegte, klar zu erkennen, daß er sie als Jugendversuche betrachtete und durchaus kein großes Gewicht darauf legte. Er ist im sechs und funfzigsten Jahre gestorben und stand damals dem Schlusse seines Lebens schon ziemlich nahe. Noch immer schwebt mir seine Gestaltt so bestimmt vor dem geistigen Auge, daß ich ihn sogleich noch hinzeichnen wollte, wenn meiner Hand diese Geschicklichkeit nicht versagt wäre. Er war von ansehnlichem, dem Anscheine nach robusten Körperbau. Sein Gesicht hatte auf den ersten Blick nichts Einnehmendes. Die Kinderblattern hatten allzutiefe Spuren darauf hinterlassen. Dazu kam seine Kurzsichtigkeit und die Anstrengung, diese möglichst zu bezwingen, wodurch er ein recht finsteres Ansehen erhielt. Mit dem Oeffnen des Mundes aber glätteten sich auch die Gesichtsfalten großentheils aus und die entstehende wahrhafte Freundlichkeit, verbunden mit der Milde in Wort und Ton, deuteten unverkennbar auf

ein wohlwollendes, menschenfreundliches Gemüth. Ein melancholischer Zug, welcher sich durch das Ganze schlang und auch das Auge umdämmerte, versah sein Gesicht mit einem ganz besondern Interesse. Ich schmeichle mir, mit wenigen gereimten Zeilen, in denen der merkwürdige Mann sowohl seine Lebensmüdigkeit, als die Hoffnung auf ein höheres Dasein erfreulich ausgesprochen hat, den Dank mancher Leser zu verdienen. Es ist bereits gerühmt worden, wie wohlwollend man meine gute Mutter in der so schwierigen Lage, wo sie unser Bestehen durch das Geldauswechselungsgeschäft mühsam zu bewirken hatte, von allen Seiten zu unterstützen suchte. Von ihrem dankbaren Herzen angetrieben, verfiel sie nun darauf, sich die Erinnerung ihrer Verwandten, Freundinnen und Freunde durch Anlegung einer Sammlung ihrer Gesichtsabrisse, fortdauernd aufzufrischen. Die Schattenrisse gehörten damals zu den Modeerscheinungen. In keinem Zimmer durften die bekannten, großen, schwarzen Flecken unter Glas und Rahmen fehlen, die man nach ihrem Erfinder Silhouetten nannte. Wenn aber auch allerdings Kunst und Geschmack über ihre, das Bessere beeinträchtigende und zum Theil verdrängende, Existenz nur trauern konnten, zumal, da sich dergleichen Afterkunstwerke sogar in die reichsten und vornehmsten Häuser eingeschlichen, so war doch die Erfindung für ärmere Familien keinesweges

ohne entschiedenen Werth. Konnte auch die Silhouette mit gutem Gewissen nicht darauf Anspruch machen, ein Bildniß zu sein, so war sie wenigstens ein Gleichniß und mit recht großer Wohlfeilheit ließen sich also die Profile der zahlreichsten Familie herstellen. Die Profile konnten sogar die Gleichheit mit den Originalen noch weit gründlicher erreichen, da der Gesichtsumriß gewöhnlich dem wirklichen Schatten der Person nachgezeichnet wurde, um sodann durch den Storchschnabel verhältnißmäßig verkleinert zu werden, andere Abbildungen von Künstlerhand aber auf kein Nachzeichnen dieser Art sich gründeten. Meine Mutter machte daher zu Ausführung ihres Vorhabens ebenfalls von der Silhouette Gebrauch und zwar unterzog sie sich, der Aehnlichkeit des Umrisses desto gewisser zu sein, allezeit selbst der Abnahme des Profils nach dem Schatten. Aus ihrer Sammlung wurde nun nach und nach ein förmliches Buch, worin nach Weise eines Stammbuchs oder Album jede daran theilnehmende Person ihren Schattenriß mit einem Denkverschen zu begleiten pflegte.

Des geheimen Kriegsraths Romanus Silhouette befand sich auch darunter und außer einer bildlichen Darstellung von Raupe, Puppe und Schmetterling fügte er noch folgende Erläuterung hinzu:

Lang' kriech' ich schon des Raupenlebens satt,
Von Blatt zu Blatt,
Bald eil' ich zur Verwandlung in die Erde,
Dann kommt die Zeit, daß ich zur Puppe werde.
Ist dies mein Ende? Nein, Vollendung wartet mein;
Ich soll, das will mein Schöpfer, einst ganz ausgebildet sein!
Dann fliegt der frohe Schmetterling hinauf in höh're Sphären,
Um sich vom reinsten Nektar dort, Aeonen-lang zu nähren.

2.

Abnahme der Lust, Insekten zu sammeln. — Lebenslauf eines Schmetterlings. — Wappen- und Gemmen-Collection. — Nutzen der Letztern. — Veränderter Plan meiner Zukunft. — Anstellung. — Abgang der Freunde nach der Akademie. — Neue Jugendgenossen, Maler und Musiker.

Im Verhältniß zu dem Eifer, mit dem ich die Insektenliebhaberei betrieb, wuchs auch meine Schmetterlingssammlung. Bei aller Vorliebe aber für die kleine geflügelte Thierklasse untergrub doch ein Umstand meine Sammlerlust immer mehr. Von jeher war das gemeiniglich mehrere Tage an der Nadel fortdauernde Leben der Schmetterlinge und Käfer der Gegenstand eines besondern Schmerzes für mich gewesen. Es war mir unbegreiflich, wie beinahe Jedermann hierüber gleichgültig hinwegzusehen vermochte. Man suchte mein Mitleid durch die Vorstellung zu beschwichtigen, daß eines Theils das lebendig angespießte Thier schon seiner ganzen Organisation und Natur nach, bei Weitem nicht solche Marter empfände, als ich glaubte, andern Theils meinte man, daß wenn es an der Nadel ziemlich schmerzlos verhungere, der Hungertod auch sehr oft im freien Felde sein Loos wäre, wenn nämlich sein Leben in die Zeit des nahenden Winters fiele. Und als auch das

nicht hinreichte, mich über die Sache zufrieden zu stellen, gab man mir mehre Mittel zu schneller Tödtung des Thieres an. Doch diese erfüllten den Zweck in der Regel nicht gehörig, oder nur auf Kosten der äußern Schönheit des Insekts.

Ging aber schon das Anspießen der eingefangenen Flügelthiere mir niemals ohne eine bittre Empfindung ab, so war dies noch in weit stärkerm Grade der Fall bei solchen, die ich aus der Raupe bis zum Schmetterling auferzogen hatte. Unbeschreiblich war allezeit meine Freude, wenn ich bei behutsamer Eröffnung einer Schachtel mit Puppen, aus einer davon den lebendigen Inhalt ausgekrochen fand. In ganz vollkommener Schönheit und Farbenfrische sieht man den Schmetterling nur in der Zeit, wo er, nachdem er seiner Hülle entschlüpfte, durch instinktmäßiges, fortdauerndes Bewegen der Flügel, diese gehörig entfaltet hat und fühlt, wenn man ihn als den eigenen Zögling betrachten kann; alle mit Abwartuug der Raupe früher verbundene Mühe durch ein solches Prachtexemplar von Schmetterling reichlich vergütet. Doch, auch abgesehen von der nachherigen Qual des Thieres an der Nadel, hatte die Tödtung meiner Zöglinge schon an sich, im Augenblicke, wo zufolge des Gesetzes der Natur ihr nach mehrern Vervollkommnungsstufen zur schönen Vollendung gelangtes Leben erst beginnen sollte, für mein Gefühl

etwas wahrhaft Grauenhaftes. Nachdem ich lange fruchtlos mit mir gerungen, um diese Schwäche loszuwerden, spielte sie mir eines Tages einen Hauptstreich. Ein seltener Nachtvogel hatte, nachdem ich lange fruchtlos darauf geharrt, sein Gehäuse endlich durchbrochen. Es war ein wunderschönes Exemplar von ungewöhnlicher Größe, welches vor meinen entzückten Blicken am Schachteldeckel saß. Aber statt den Schmetterling durch einen Nadelstich auf das abscheulichste aus seiner Ruhe aufzuschrecken, warf ich plötzlich, voll Unwillen über mich, die Nadel aus dem Fenster, und rüttelte selbst so lange an dem Deckel, bis der Schmetterling vor mir auf, nach dem nächsten Baume des benachbarten Gartens flog. Mit ihm war meiner Sammlung eine Zierde entgangen, auf die ich mich lange gefreut hatte. Mit ihm entschied sich daher auch das Geschick aller übrigen in meiner Hut befindlichen Puppen. Jeder daraus hervorgehende Schmetterling erhielt die Freiheit. Wie hätte, nachdem ich jene Seltenheit davongelassen, es sich der Mühe lohnen können, seine viel geringern Collegen zurückzuhalten? Und zur großen Zufriedenheit meiner Mutter hörte hiermit überhaupt die ganze Raupenzucht, deren ordnungswidrige Bestrebungen sich nicht selten mit ihrer häuslichen Ordnungsliebe kreuzten, völlig auf. Unter diesen Umständen ging auch bald meine ganze Schmetterlingsjagd zu Grunde.

Bei alledem hat mich die Lust an diesen Thieren durch das ganze Leben begleitet. Verschiedene Mal sind noch einzelne zufällig mir aufgestoßene Raupen zur Verpuppung und bis zum Schmetterlinge von mir gebracht, aber dann natürlich sogleich der Freiheit zurückgegeben worden. Auf diesem Wege wickelte sich ohngefähr vor einem Jahrzehnt gewissermaßen unter meinen Augen, binnen vier und zwanzig Stunden das ganze Leben eines Schmetterlings ab. Im Garten bei unserer Wohnung machte meine Frau mich auf eine große Raupe aufmerksam, welche unten auf der Erde hinlief. Ich erkannte sie sogleich für die am Stamme des Birnbaums sitzende, deren lateinischer Name mir entfallen ist, wovon der Vogel aber, wahrscheinlich seiner gewaltigen Größe wegen, wenn ich nicht irre, der Elephant, genannt wird. Ich nahm die Raupe in eine Schachtel auf und versorgte sie mit Birnenlaub. Schon am folgenden Morgen hatte sie sich eingesponnen. Nach vier Wochen saß der sehr ansehnliche Nachtvogel in der Schachtel. Unmittelbar vor dem Fenster meiner Wohnstube stand ein Birnbaum, dessen Zweige ziemlich bis an die Glasscheiben herüber reichten. Ich setzte daher das schlafende Thier auf einem dieser Zweige, das Weitere seiner eigenen Verfügung überlassend. Am Mittage fand ich ihn auf derselben Stelle wieder. Einem Bekannten, der mich in der Abenddämmerung besuchte,

davon erzählend, gingen wir nach dem offenen Fenster. Und siehe da, das Thier, ein Weibchen, hatte noch immer diesen Zweig nicht nur nicht verlassen, sondern war auch bereits mit einem Männchen auf das genaueste vergesellschaftet. Am folgenden Morgen saß das Weibchen wieder allein und schon, allem Anscheine nach, in einer Ermattung, die auf baldiges Sterben schließen ließ. Mittags fand ich es nicht mehr auf dem Blatte, welches ihm beinahe während seiner ganzen Schmetterlingslaufbahn zur Wohnstätte diente. —

Es war damals grade das blühendste Zeitalter der deutschen Ritterromane. Besonders sorgte Christian Heinrich Spieß mit bestem Erfolg für dieses Bedürfniß der Lesewelt. Kein Wunder, wenn daher die Constellation auch der Heraldik günstig wurde. Sie neigte sich bis zum Knabenalter herab. Alle meine Bekannten beinahe hatten Wappensammlungen in Siegelabdrücken. Auch meinem, durch die nun aufgegebenen Insekten, geweckten Sammlerfleiße kam diese Mode sehr zu statten. Allerdings war es ein tiefer Abfall von den prächtgen Wunderwerken der Natur, bis zu den unnatürlichen Resten, bereits dem Moder verfallener Hirngespinste. Doch entsinne ich mich dessen noch genau, wie man sich ordentlich selbst erhoben und veredelt fühlte, wenn man so glücklich gewesen war, eine Parthie altadeliger Petschaftabdrücke an sich zu bringen.

Je mehr Felder und Helme das Wappen hatte, desto erhobener fühlte man sich. Zu Vervielfältigung seltener Wappen pflegte man durch Gipsabgüsse Petschafte zu bilden. Den davon genommenen Siegelabdrücken wurde sodann mit Hilfe des Bürstens Politur verliehen, und es gehörte ein sehr geübtes Auge dazu, um dergleichen Copien von ihren Originalen zu unterscheiden. Gleichwohl galt unter den jungen Wappensammlern sogar das schlechteste Original weit mehr als die untadelhafteste Kopie dieser Art. Derjenige, welcher eine solche als Orginal gege Eintauschung eines andern Wappens Jemand aufgehängt hatte, wurde für keinen geringern Betrüger gehalten, als ein Jouwelier, welcher den brillantirten Kiesel für einen ächten Diamanten auszugeben sucht.

Sinnvoller waren die Sammlungen ähnlicher Siegellackabdrücke von alten Gemmen, aber bei Weitem weniger im Gebrauch. Auch einer solchen Collection, zum Theil in Schwefelabgüssen, erfreute ich mich. Wenn der von der Ritterlichkeit längst wieder genesene Sinn, die Vorliebe für die, in dem Geiste der Zeit so ganz keine Nahrung findende Heraldik, seitdem ziemlich ganz abgeworfen hat, so ist dafür neuerlich die Lust an den schönen Kunstgebilden des Alterthums immer mehr in Aufnahme gekommen. Möchte ihr fortdauernd von Seiten der Eltern und Erzieher absichtlich Nahrung gegeben wer-

den, weil ja doch Gefühl für das Schöne kein besseres Mittel zu seiner Ausbildung, als die Antike vorfindet und Sammlungen, wie die zuletzt erwähnte, am besten geeignet sind, die Jugend unvermerkt mit ihren wahrhaft göttlichen Formen immer inniger zu befreunden. Ich darf es den köstlichen Gebilden der kleinen Gemmensammlung nachrühmen, daß ich meine Abneigung vor dem Barocken vieles Modegeräths weit mehr noch ihnen schuldig bin, als dem Unterrichte im Zeichnen, den ich schon in sehr frühen Jahren eine ziemliche Zeit lang genoß. Ueberhaupt mochte wohl meine große Flatterhaftigkeit in den Knabenjahren Ursache sein, daß ich von jenem Unterrichte in Verhältniß zu der vielfachen Mühe des wackern Lehrers, viel zu wenig reellen Nutzen hatte.

Der Zuschnitt zu meiner küftigen Ausbildung zum Juristen auf der Universität Leipzig, war schon so frühzeitig gemacht und alle meine Hoffnungen hatten sich fortdauernd so bestimmt dahin gerichtet, daß jeder andere Lebensplan mir wohl als etwas Fremdes und Unerfreuliches erscheinen mußte. Wenn ich auch in der vollen Ueberzeugung, daß meine Eltern gewiß nur mein Bestes bei einer Abänderung dieser Art bezweckten, ihnen keinen Widerspruch entgegensetzte, so hörte ich doch ihren Gründen zu Umänderung jenes Planes mit großer Betrübniß zu. Eines Theils besorgten sie,

der angemeine Ueberfluß junger Juristen könnte meinen künftigen Fortkommen in den Weg treten und so der große Mehraufwand durch die Studien auf der Akademie veranlaßt, zu keinem günstigen Resultate führen, andern Theils hatte die Bestreitung dieses Mehraufwandes an sich seine Schwierigkeiten. Wenn auch das neue Geschäftsleben meines Stiefvaters eine recht günstige Gestalt angenommen hatte, so theilte sich doch der dadurch gewonnene Erwerb zwischen die Bedürfnisse zweier Haushaltungen. Der Kaufmannsstand bot, nach der väterlichen Ansicht, glücklichere Ergebnisse für meine Zukunft dar, wenn nämlich der gehörige Sinn dafür von dem Lehrlinge mitgebracht und ausgebildet würde. Zugleich kann auch eine Anstellung bei der Canzlei des damaligen geheimen Finanz-Collegiums in Frage. Von der mir überlassenen Wahl wollte ich zwar keinen Gebrauch machen, aus meiner Bemerkung der Abneigung gegen alles mit den kaufmännischen Geschäften wesentlich verbundene Zahlenrechnen aber schloß man, daß ich geneigter sei, zur Anstellung in der Finanzcanzlei und so wurden die Einleitungen dazu getroffen. Der Plan meiner Eltern ging nur zunächst auf ein künftiges Aufrücken in der Canzlei. Bei den vielen andern, zum Theil mit bedeutendem Einkommen verbundenen Stellen im Lande aber, deren Besetzung zum Ressort des geheimen Fi-

nanz=Collegiums gehörte, glaubte man eine recht gute Aussicht für mich zu haben, wenn ich erst einen Fuß und zwar so nahe an der Quelle hätte. So erhielt ich denn auch den Acceß bei der Finanzcanzlei. Daß die großentheils nur mechanischen Arbeiten meiner Neigung zugesagt hätten, dessen darf ich mich allerdings nicht rühmen, aber doch anführen, daß während der ganzen Zeit meiner Dienstleistung bei der dortigen Canzlei nicht ein einziger Vorwurf von Seiten meiner Vorgesetzten mich betroffen hat. Im Stillen trug ich indessen immer den Vorsatz mit mir herum, wo möglich noch die Betreibung meiner Studien auf der Akademie zur Ausführung zu bringen. Als eine große Gunst des Schicksals betrachtete ich die mir übrigbleibenden Nebenstunden, weil ich in ihnen die Vorbereitung dazu im Auge behalten konnte.

Der größte Theil meiner jungen Lebensgefährten bezog indessen allmählig die Hochschulen zu Leipzig oder Wittenberg. Auf das schmerzlichste bewegt von ihrem Verluste und der Abreise, die ich so gern gemeinschaftlich mit ihnen gemacht hätte, that mir der Anschluß an neue Jugendgenossen wahrhaft Noth. Er geschah. Es waren großentheils junge Zöglinge der Dresdener Kunstakademie. Theils meine kleine Gemmensammlung, theils der Zufall bahnte mir den Weg zu ihnen. Obschon nur einige davon ihr Fach

mit Auszeichnung betrieben, so gehörten doch die meisten, entweder schon vermöge des Standes ihrer Eltern, zu den Gebildeten, oder sie strebten wenigstens den für jeden Jünger der Malerei und Skulptur unerlaßlichen Hülfswissenschaften nach. In ihrem Umgange spiegelte sich Manches von ihren erworbenen Kenntnissen ab, was auch mich zur nähern Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Kunst anreizte. In der letztern selbst mich von Neuem praktisch zu versuchen, war allerdings ein Gedanke, der mir oftmals stark zusetzte; allein die Hand wollte durchaus dem Auge nicht nach. Je öfter ich den Versuch erneuerte, desto besser überzeugte ich mich auch von dem, was schon früher beim Unterricht im Zeichnen mir dunkel vorschwebte, daß ich nämlich das eigentliche Talent zur bildenden Kunst entbehrte. Gleichwohl ist jener Umgang mir zur Erweckung und Pflege des Sinnes für das Schöne gewiß von recht gedeihlichen Folgen gewesen. Das Studium von Lessings Laocoon und Winkelmanns Schriften verdrängte bei mir größtentheils die Lektüre der damaligen Romane. Auch der Kunst der Töne wurde ich bald nachher durch Bekanntwerdung mit mehrern jungen Mitgliedern der kurfürstlichen Kapelle gewissermaßen näher gebracht. Gleichwohl aber unterließ ich der bis dahin von mir gänzlich vernachlässigten Tonkunst durch ein besonderes

Studium derselben, oder auch nur durch Erlernung eines musikalischen Instruments die ihr gebührende Huldigung nachzubringen. Aufrichtig zu gestehen, besaß ich zur Ausübung der Tonkunst verhältnißmäßig noch weniger Fähigkeit als zur Zeichnenkunst und Malerei, indem in den frühern Jahren mir das zur gehörigen Würdigung der Töne erforderliche feinere Gehör offenbar ganz abging. Ja noch jetzt in meinem Alter muß ich bedauern, daß ich außer Stande bin, auch der schönsten bloßen Instrumentalmusik den rechten Geschmack abzugewinnen. Schöne Menschenstimmen ziehen mich dagegen allerdings zauberisch an, verleiten mich daher aber auch zu der Ungerechtigkeit, keine Musik wahrhaft zu schätzen, welcher nicht Gesang und Dichtkunst zur Grundlage dienen.

3.

Die französische Revolution. — Versuch im Dichten. — Doctor Richter. — Rebmann. — Anfang meiner Schriftstellerei. — Die schöne Sünderin. — Rebmanns Abreise. —

Mit dem Jahre 1789 schien ein neues Triebwerk in der europäischen Welt aufzudämmern. Die französische Revolution war eine Erscheinung, welche die gesammte Jugend des Welttheils elektrisirte. Ehe man sich's versah, spaltete sich der letztere in zwei Partheien. Dies geschah keinesweges blos nach dem Stande. Der größte Theil, der für schöne und edle Ideen empfänglichen Jugend aller Stände stellte sich auf die Seite des Volkes, als diejenige, welche „unverjährbare und unveräußerliche" Rechte zu reklamiren habe. Die unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution erschienene Schrift: Was ist der dritte Stand? gewann die große Mehrheit der Gemüther für das, was sie lehrte. Die Antwort auf diese erste Frage, welche die Abhandlung einleitete, hieß: Alles. Die einer zweiten hierauf folgenden Frage: Was ist er zeither gewesen? vom Verfasser ertheilte Antwort lautete: Nichts. Wie unendlich viel Stoff zum Denken lag in diesen zwei Fragen und Antworten! Wie sehr wurde das

Interesse an ihnen dadurch erhöht, daß es kein aufbrausender Jüngling, vielmehr ein völlig gereifter Mann war, aus dessen Munde sie erschollen und daß dieser durch besondere Intelligenz ausgezeichnete Mann, Sieyes, nicht etwa dem dritten, sondern dem Pristerstande angehörte. Höchst einnehmend klang die Bescheidenheit der in Beziehung auf diese beiden beantworteten Vorfragen ertheilten Antwort auf die dritte Frage nach dem Begehren des Standes, welcher bei dem Anspruche Alles zu sein, zeither nichts gewesen: Etwas. Das Heil der französischen Nation schien keinen partheilosern und verständigern Händen anvertraut werden zu können. Der Adel selbst, leistete auf die ihm angestammten Vorrechte Verzicht. Europa und besonders auch Deutschland staunte. In Menge eilten die deutschen Schriftsteller nach Paris, um Zeuge zu werden, das nicht zu ahnen gewesenen hohen Triumphs der Menschheit über Alles, was zeither sie bedrängt und an der ihr bestimmten Vervollkommnung behindert hatte. Und wenn Gelehrte, wie unter andern der bejahrte und vielerfahrene Campe, die Franzosen im großen Centralpunkte des Landes selbst, als zu erhabenen, eigennutzlosen Halbgöttern verwandelte Menschen betrachtete, so brauchte wohl der entfernte Jüngling der Vorliebe für das neugepriesene Evangelium sich nicht zu schämen. Das Fortschreiten der

Bildung des Menschengeschlechts, auf ein merklich zugenommenes Anerkenntniß seiner Pflichten und seiner Rechte begründet, ist ein Gegenstand, erhaben genug, um die ganze Aufmerksamkeit der Jugend in Anspruch zu nehmen. Voll Enthusiasmus verfolgte auch mein erheitertes Auge den Gang der Dinge in Frankreich. Er bildete sich unter meiner Hand zum Stoffe des ersten Versuches in der Versifikation. Nur in letzterer Hinsicht bedaure ich, daß das Gedicht verloren gegangen. An sich war es schwerlich bedeutend genug, um der Aufbewahrung werth gewesen zu sein. Allein es gründete, durch Erweckung der Lust an poetischer Production überhaupt, den Anfang eines neuen Abschnittes in meinem Leben. Eine Ode in antikem Metrum folgte bald darauf. Ich finde sie ebenfalls nirgend in meinen Papieren wieder. Ihr Thema war ein von Schubart und Schiller (in des letztern frühester Periode) weit vorzüglicher behandeltes, nämlich der Kontrast zwischen guten und bösen Monarchen. Heinrich der vierte von Frankreich wurde besonders darin hervorgehoben. Die beiden Schluß-Strophen schweben mir noch im Andenken. Nachdem den Wütrichen der Text gehörig gelesen und gesagt worden, daß ihr laut erschollener Ruhm nur ein bald verschwundenes Irrlicht gewesen, hieß es:

Doch nie blühet der Glanz schweigender Edelthat.
Aus dem Glücke des Volks schimmert des Fürsten Ruhm
Und die richtende Nachwelt
Windet Kränze dem Göttlichen,

Der, die Waage des Rechts in der geweihten Hand
Und alliebend wie Gott, Völker zum Lichte führt;
Mögen Denksteine modern,
Welten trümmern, sein Lorbeer grünt.

Im nämlichen Sylbenmaaße fand ich zwar ein aus dem Jahre 1790 stammendes Gedicht an die Frauen wieder. Es hat aber weder in Hinsicht auf die Form, noch auch in Ansehung des Stoffes verdient, seinem Untergange entzogen zu werden. Der junge Versifex ist darin ein sehr schwacher Metriker, dabei so flach und wenig originell in seinen, dem schönen Geschlechte dargebrachten Huldigungen, daß es angemessener sein möchte, dem Produkte anf einem gewöhnlichen Feuerherde sein Recht anthun, als solches auf den Opferaltar zu legen. Die Anfangsstropfen lauten:

Dir dem süßen Geschlecht, Quelle der Anmuth, Dir,
Mit dem magischen Reiz, sollen die lieblichsten
Meiner Lieder ertönen,
Welche lächelnd die Wonne schuf;

Welche rein die Natur mir aus den Saiten lockt,
Wenn mein trunkener Blick mit des Entzückens Glut,
Bald am Kelche der Blume,
Bald am Tropfen des Thaues hängt.

In diese Zeit fiel eine neue Bekanntschaft, welche darum einen wesentlichen Einfluß auf meine Fortbildung hatte, weil sie durch Beispiel und Aufmunterung die Vorliebe für die Schriftstellerei in mir erweckte. Durch eine Leihbibliothek, welche sich mit der damals in Dresden bestehenden Richterschen Buchhandlung verband, hatte ich auch in dieser Zutritt gewonnen, was meinem, allmählich immer zunehmenden Vergnügen an den neuen Erscheinungen der Literatur besonders zusagte.

Doktor Richter, der Besitzer der Handlung, ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, von sehr einnehmendem, höchst eleganten Aeußern war hauptsächlich mit Hülfe seiner Lebensgenossen, einer ziemlichen Anzahl Geld bedürfender Roués, und verführt von einer auf Herzensgüte und Glanzliebe gegründeten Freigebigkeit, um ein überaus ansehnliches Vermögen bereits gekommen. Allein, als ob er das, leider, verloren gegangene Geheimniß besäße, durch Feen- oder Zaubererhand sein gestrandetes Lebensschiff immer wieder flott zu machen, hatte schon mehrmals das Rabengekrächz des Neides seinen Untergang in den Tiefen, kaum frohlockend verkündigt, als er auch schon zu allgemeinen Erstaunen prachtvoller als jemals wieder hervortauchte, um den alten gewohnten, kostspieligen Gang fortzusetzen. Um die Betreibung seiner Hand-

lung wenig bekümmert, wurde sie durch den Faktor und einige Diener besorgt. Eben war er wieder einmal so lange verreist gewesen, daß schon hier und da die Rede ging, seine ganz verfallenen Umstände würden ihm ohnstreitig die Rückkehr für immer verweigern. Weit daneben geschossen; vielmehr kehrte er mit allem Anscheine einer sehr vermehrten Thätigkeit von der Messe in Leipzig zurück. Einen oder vielleicht gar zwei Commis brachte er mit, dazu einen jungen Gelehrten, bestimmt von zweien Zeitschriften auf Einmal die Redaction zu besorgen, den bereits bestehenden Dresdener Merkwürdigkeiten und noch einer andern, welche den Titel des sächsischen Annalisten führen sollte. Dieser Gelehrte war kein anderer, als der ohngefähr um die nämliche Zeit durch mehrere Romane beliebt werdende Rebmann. Die Wahl schien zweckmäßig und vortheilhaft für die Richtersche Buchhandlung werden zu wollen. Der lebendige Vortrag des neuen Herausgebers vermehrte besonders die Zahl der Abnehmer der Dresdener Merkwürdigkeiten. Allein die Rebmann geschehene Verheißung, daß für Stoff zu beiden Zeitschriften hinreichend gesorgt werden solle, wurde keinesweges erfüllt. Wenn nun auch der Redakteur sich großentheils anstrengte, durch Lichtstrahlen und Witzfunken sein Publikum anzulocken, so fehlte doch dem Blatte zuletzt der

eigentlich Kern und die am meisten ergötzende Mannichfaltigkeit. Noch fühlbarer wurde die mangelnde Unterstützung an dem nöthigen Stoffe bei dem sächsischen Annalisten, einem Blatte, der Aufschrift nach, für den Bürger und Landmann; daher denn auch dieser, kaum geboren, seinem Grabe schon zuwankte. Notizen von einem Manne, wie Rebmann, der zuletzt in Rheinbaiern als Oberpräsident am Oberappellationshofe zu Zweibrucken höchst ehrenvoll endete, dürften wohl an sich schon Interesse genug darbieten, ich glaube daher durch Mittheilung einiges von dem mir über ihn, theils aus seinem Umgange, theils sonst bekannt Gewordenen, eher Billigung als Tadel zu verdienen. Sein wenig einnehmendes, kränkliches Aeußeres, in der Regel durch sehr große Vernachlässigung des Anzugs noch mehr benachtheiligt, war nicht geeignet, ihm Freude zu erwecken Allein die Milde, der gewöhnlich finster zusammengezogenen Augen beim Sprechen, pflegte einen so freundlichen Schein über das ganze Gesicht zu verbreiten, daß es kaum möglich war, ihm einen feindseligen Sinn zuzutrauen. Eben diese Milde und das Drollige in seinem Benehmen und Ausdrucke, verbunden mit Beobachtung aller Rücksichten, welche der Gebildete der Frauen widmet, erwarben ihm sogar bei mancher wahrhaft Schönen Wohlwollen und Begünstigung vor andern, im Aeußern

weit besser Ausgestatteten. Man wunderte sich darüber vorzüglich deshalb, weil besonders sein starkes, wahrhaft verschwenderisches Tabaknehmen, das überall, wo er eine Weile gestanden, eine unangenehme Spur hinterließ, auch auf die Nettigkeit seines Weißzeuges gar nicht vortheilhaft einwirkte. Das Haupthinderniß gegen die Möglichkeit, eine recht reinliche Außenseite zu gewinnen und zu behaupten, bestand jedoch in einem großen Pudel Rax genannt, welcher nie fehlen durfte, wo Rebmann war. Die treueste Anhänglichkeit dieses Thieres an ihn verdiente allerdings so große Aufmerksamkeit. Von den schlimmsten Folgen aber für die Sauberkeit seines dankbaren Herrn, waren die wenigen Künste die dieser dem zottigen Eleven beigebracht hatte. Das Meisterstück unter ihnen bestand darin, daß der Hund auf Rebmanns Zuruf: „Rax, mir ist warm!“ allezeit an ihm emporsprang, um ihm den Hut abzunehmen. Dieses geschah nun häufig an Regentagen, wo das Thier bereits mit seinem Herrn in den schmutziggewordenen Straßen herumgelaufen war. Denn dergleichen Manöuvres blos bei trocknem Wege, oder wenn Rax noch nicht hinausgekommen, vorzunehmen, würde eine Berücksichtigung der Kleidung und seines Aeußern gewesen sein, welche Rebmann niemals einfiel. Auch erinnere ich mich, daß der Muthwille diese Sorglosigkeit eines Tages boshaft genug

benutzte. Das Beste an einer festgesetzten Gartenpartie war durch ein Gewitter gestört und die ganze Gesellschaft unter das Dach des Pavillons gescheucht worden. Ein einziges Pseudo-Mitglied der Pudel Rax, hatte, die unerschütterliche Solidität der Farben seines Pelzes aus mehrjähriger Erfahrung kennend, eine ziemlich lange Zeit das gewaltige Tropfbad nicht gescheut. Endlich aber mochte ihm die Nässe doch zu arg werden und so trabte er gemüthlich durch den dicken Schmutz eines Fahrweges ebenfalls dem Pavillon zu. Wie vor einer wüthigen Hyäne wich Alles mit größter Aengstlichkeit zu beiden Seiten des triefend hereinspringenden Thieres, welches durch heftiges Schütteln, bewies, daß man nicht ohne Ursache um seine Kleidung besorgt gewesen war. Rebmann in weißgestickter Weste, und weißseidenen Strümpfen, bei Beinkleidern, welche nach damaliger Sitte unter dem Knieen aufhörten und überhaupt mit ganz ungewohnter Sorgfalt angethan, hat seine einzige Freude über den Schrecken, worin sein vierfüßiger Liebling die Anwesenden versetzt. Das verdrießt besonders ein junges, hübsches Weibchen, welches dabei einen heftigen Schrei ausgestoßen. Ohne sich aber etwas merken zu lassen, geht sie zu dem die Hände vor Lust reibenden Herrn des Hundes, mit dem Wunsche, ihr doch auch einmal zu zeigen, wie sein Pudel ihm den Hut

so geschickt abzunehmen wisse. Der ehrliche Rebmann, weder an die dahintersteckende Bosheit, noch an den Schmutz und die Nässe seines Pudels, am allerwenigsten aber vermuthlich an seinen Anzug denkend, zögert nicht mit dem bekannten kräftigen Zauberspruche. Rax, mir ist warm! Und im Nu bräunt ihm das Thier mit dem Bauche die Strümpfe, bedruckt mit den reichlich gefärbten Pfoten das Weiß der Atlasweste, des Jabots und des Halstuchs, springt dann, den abgenommenen Hut des Herrn in der Schnauze, wieder auf den Fußboden, den Hut, wie gewöhnlich, auf letzterm rechts und links hin und her zerrend und damit in gleicher Art draußen im Gartenschmutze, nach dem er zurückläuft, verfahrend. Nur wer die unverantwortliche Weise kannte, mit welcher der Pudel den Hut häufig zu behandeln pflegte, konnte sich den befremdlichen Zustand erklären, in dem er auf dem Haupte des Besitzers nicht selten öffentlich erschien. Bei jener Szene im Gartenpavillon überwog zwar das Lachen allerdings bei Weitem die Unzufriedenheit, welche besonders einige theilnehmende weibliche Herzen über diese etwas hämische Rache bezeigten, aber Rebmann schien sich doch durch diese Misbilligung hinreichend entschädigt für das erlittene Ungemach zu fühlen und lachte, während freundliche Frauenhände ihn abzuwischen bemüht waren, unter drohend gegen die Anstifterin

aufgehobenen Finger am lautesten und herzlichsten mit.

Dieser Zug giebt zugleich einen Fingerzeig auf die finanzielle Sorglosigkeit Rebmanns. Die in völligen Ruin verfallene neue Atlasweste konnte seiner Freude nicht die mindeste Störung herbeiführen. Und doch war die Weste ohnfehlbar um so kostbarer, da er in Folge des absoluten Mangels an Fähigkeit zur gehörigen Abwägung der Ausgaben zur Einnahme und vielleicht auch wohl aus Anlaß zurückbleibender Schriftstellerhonorare, auf deren Eingang er mit Recht rechnen zu können geglaubt hatte, seine Kleidungsstücke auf Credit zu nehmen pflegte, ein Umstand, den manche Creditgeber nicht selten zur ungebührlichsten Preiserhöhung zu benutzen suchten.

Nochmals auf Rebmanns steten vierfüßigen Begleiter, dem Rax zurückzukommen, so hatte des Thieres scrupulöse Anhänglichkeit und Treue mitunter ihr Bitteres für Rebmanns Bekannte und Freunde. Bei einer Fußwanderung, welche ich mit ihm eines Tages nach dem Radeberger Bade machte, durfte natürlich Rax so wenig fehlen, als nachher in unserm dortigen gemeinschaftlichen Wohn- und Schlafzimmer. Es sollte so eben als letzteres benutzt werden. Die Anstalten der Wirthschaft für unser Nachtlager hatten nichts Tröstliches. Für das Radeberger Bad, waren zur

damaligen Zeit die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens noch gar nicht erfunden. Wer für die Nacht auf ein bequemes Lager gewisse Rechnung machte, der mußte ein solches mitbringen, denn der wenige Vorrath an Betten im Bade selbst, war bald erschöpft. So fanden auch wir keins mehr und mußten uns auf einer Streu mit Kopfkissen und Deckbette behelfen. Dergleichen läßt sich in der Jugend schon tragen. Ich legte mich zuerst nieder und hoffte auf den gesundesten Schlaf. Kaum aber hatte Rebmann daneben Platz genommen, als Rax zum Gränzaufseher sich zwischen uns constituirte. Mein Einschlafen war dadurch unterbrochen worden. Rebmann hingegen hatte sich kaum niedergelegt, so ging auch sein Schnarchen schon los. Er hatte gut schnarchen, bei einem Wächter wie sein Rax war. Kaum regte ich mich nämlich nur im mindesten, so fing die Bestie an zu knurren und hörte nicht wieder auf, bis ich von Neuem wie todt dalag. Ich suchte mich indessen in mein unbequemes Geschick zu finden, schlief auch wirklich ein. Aber die ungewohnte Art des Lagers mochte Anlaß sein, daß ich im Schlafe weit weniger ruhig als gewöhnlich war. Die Wiederholung des Knurrens, das immer stärker wurde, weckte mich, verursachte aber auch zugleich, daß ich mich wieder in mein Schicksal, eine völlige Regungslosigkeit für diese Nacht, bequemte. Derselbe Gang

der Dinge trat immer von Neuem ein. Endlich aber war ich in einen lebhaften Traum gerathen, hatte vermuthlich stärker mich bewegt und gestikulirt als gewöhnlich und wachte unter dem heftigsten Alpdrücken auf. Der Alp war Niemand anders, als Rax der mich ganz fest an der Brust gepackt hatte. Das Erfreulichste für mich war der Dämmerschein des anbrechenden Morgens, der mich einer höchst unangenehmen thierischen Sürveillance entband. Gern hätte ich meinem schlafenden Freunde das Aufwecken erspart. Allein sein verwünschter Hund litt mein Aufstehen durchaus nicht eher, als bis sein aufgeweckter Herr ihn an sich genommen hatte.

Außer den beiden erwähnten Zeitschriften beschäftigte Rebmann, während seines Aufenthalts in Dresden, namentlich die Abfassung eines unter dem Titel: Hans Kiek in die Welts Reisen zur damaligen Zeit vielgelesenen Romans und eines andern, welcher den Feldherrn Wallenstein zum Gegenstande hatte und den Titel führte: Albrecht der Friedländer, Hochverräther durch Kabale.

Eines Vormittags fand ich ihn in seiner Wohnung, eben am Arbeitstische. Auf meine Frage, womit er sich beschäftige, sprach er, die Hände nach seiner Gewohnheit auf komische Weise ringend und den Kopf

mit karrikirter Gravität von einer Seite zur andern bewegend.

„Ei, mit einem Werke von großer, wahrhaft ungeheurer Wichtigkeit.“

Dazu wies er mich nach dem Schreibetische, daß ich mir die Sache selbst betrachten möchte. Ich fand dort neben dem Bogen, an dem er eben geschrieben, ein aufgeschlagenes Buch, einen Band von Mylius kleinen Romanen, Erzählungen und Schwänken.

„Da macht Ihr wohl gar“ — fragte ich nach näherer Ansicht der Sache — „schon eine Verbesserung, der gar nicht lange erst herausgekommenen Erzählung?“

„Wenn Ihr's so nennen wollt, werde ich wenigstens, mich dadurch nicht beleidigt fühlen. Würde mir's doch schon hinreichen, wenn meine Arbeit nicht schlechter geriethe.“

„Und wozu diese Arbeit?“

„Kann ich mir denn auf andere Weise Ruhe verschaffen? Drei Mal habe ich nun schon den Buchhändler * * * immer nachdrücklicher geschrieben, daß mir im Augenblicke Stoff und Zeit zur Erfüllung seines Verlangens nach einem neuen Verlagsartikel abgeht. Hilft denn das aber? Will ich nicht mit umgehender Post seine Begierde noch einmal zurückweisen ohne grob zu werden (was in meiner ewig Buchhänd-

lerhonorar bedürfenden Lage auch nicht rathsam wäre) so muß ich irgend einen Ausweg ergreifen. Und ich glaube, es gelingt. Die Hauptsachen bleiben mit andern Worten stehen. Die vorkommenden Menschen und Orte werden umgetauft, die langen Perioden aufgelöst und durch Einmischung einiger ironischer Tinten am Schlusse der bessere Theil der Leser zu der unschuldigen Frage gebracht, ob der Verfasser sie wohl zum Besten gehabt habe, oder nicht?"

Bei dieser Gelegenheit wiederholte er, die mir von ihm schon mehrmals geschehene Ermahnung, doch ebenfalls einmal einen Versuch in der Schriftstellerei zu machen. Zugleich führte er aber auch große Klage über seine Noth mit dem Blatte der „sächsische Analist." Die Richtersche Handlung wollte schlechterdings die Fortsetzung dieser Zeitschrift noch nicht ganz aufgeben, gleichwohl unterließ man es ganz, den Herausgeber fortdauernd mit Material zu versorgen, wie man versprochen hatte. Im nämlichen Augenblicke noch, erschien ein Commis der Buchhandlung mit einem bereits offenen Billet des Doktors Richter an diese, das mit großer Ungeduld ausgedrückte Verlangen enthaltend, nur sofort Manuscript für den Annalisten in die Druckerei zu senden. Bis ohngefähr auf einen halben Druckbogen war endlich Rath geschafft, da wollte sich aber auch weiter kein Buchstube zu

diesem Zwecke vorfinden. Und doch! sagte endlich Rebmann, wie eben durch Inspiration geleitet. Dazu holte er aus der Brusttasche einen ihm ganz in Vergessenheit gerathenen Brief hervor. Er war von einem Herrn Neußmann und enthielt ein Gedicht auf — — die französische Revolution, und zwar im Sinne ihrer Gegner abgefaßt. Ohnstreitig war es nicht sowohl der Werth, als die grade zur Füllung des fehlenden Textes recht gelegen gekommene Länge des Gedichts, was ihm zu diesem Platze verhalf. Uebrigens fügte der Herausgeber die Anmerkung bei, daß er weder an den Ansichten des Verfassers, noch auch an den in dem Gedichte befindlichen Ausfällen auf Klopstock und Archenholz, Antheil nehme.

Leider, kehrte aber dasselbe Verlangen nach Manuscript, beim nächstfolgenden Hefte des Annalisten, verbunden mit demselben Mangel daran, wieder. Die Verzweiflung unterstützte endlich Rebmann und die mit ihm in den Bücherballen der Handlung nach Abhülfe suchenden Commis. In einem alten, ich weiß nicht, ob Verlags- oder Sortimentswerke, fand sich ein Aufsatz über den Hopfenbau, so lang, daß sein Wiederabdruck das ganze Heft des Annalisten ausfüllte. Den gerechten Tadel im Voraus empfindend, welcher der Aufnahme dieses Nothnagels kaum fehlen konnte, fügte der Herausgeber, mit Beziehung auf den

Beisatz des Titels: für den Bürger und Landmann, die Erläuterung hinzu, daß wie das Neußmannsche Gedicht im vorletzten Hefte für den Bürger, diese Abhandlung für den Landmann, ausschließend berechnet sei. Es läßt sich voraussehen, daß ein Journal von solcher Beschaffenheit, seinen Untergang bereits erlebt hatte und sein Aufhören, das, wenn ich nicht irre, mit diesem Hefte auch wirklich statt fand, nichts weiter mehr war, als eine bloße leere Form.

Beiläufig erwähne ich hier, daß diese Zeitschrift hierin gleichsam das Vorbild der ganzen Richterschen Buchhandlung war. Letztere führte ein Paar Jahre später, ebenfalls eine ziemlich lange Zeit vor ihrem wirklichen Aufhören, nichts weiter, als ein Scheinleben fort. Die, wie gedacht, früher unerschöpflich scheinenden, Quellen, aus denen Doktor Richter, wenn man ihn bereits ganz vernichtet geglaubt hatte, immer wieder neue Lebenskraft sich erholte, versiegten am Ende doch. Zuletzt starb er nebst einigen Gefährten seines lustigen Treibens auf dem Rathhause zu Leipzig, im Wechselarrest, bei einem Punschgelage, wie man sagt, an absichtlich zu sich genommenem Gifte. Wenn auch ein solches Schicksal nicht unverschuldet ihn traf, so verdiente er doch als Mensch Bedauern und Mitleid wegen seines theilnehmenden Herzens,

das bei einer bessern Richtung und von Grundsätzen geleitet, dem Kreise seines Wirkens zu wahrhaftem Segen gereicht haben würde. Ein Buch, welches in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel: Radoterien, erschien, soll ihn zum Verfasser gehabt haben.

Man würde den Zweck meiner Mittheilung der sehr zum Komischen sich hinneigenden Züge aus Rebmanns Leben in Dresden, ganz verkennen, glaubte man, sie geschähe, um der Asche des ehrenwerthen Vollendeten auf irgend eine Weise zu nahe zu treten. Grade das Gegentheil vielmehr hat mich hauptsächlich dazu bewogen. Ohne Zweifel befinden sich noch manche Augenzeugen seines hiesigen Treibens am Leben, aus deren Munde ähnliche Anekdoten von ihm an Andere übergegangen sind. Vermuthlich ist auch das Andenken an seine ungezügelte Freimüthigkeit im Heraussagen seiner politischen Ansichten noch nicht erloschen. Während ein Theil derjenigen, die ihn kannten, seine leidenschaftlichen Hoffnungen auf ein recht günstiges Resultat der französischen Revolution bitter tadelten, führten Andere seinen Namen als eine Autorität auf, zu Rechtfertigung ihrer eigenen ähnlichen Hoffnungen. Von diesen beiden Partheien existiren vermuthlich ebenfalls noch Einzelne und besonders auch die durch ihre Beschreibung mit Rebmanns Eigenthümlichkeit be

kannt gewordenen. Daß übrigens ein Mangel an festen Grundsätzen an ihm kaum zu verkennen war, das werden die Urtheilsfähigen beiden Partheien ohne Zweifel eingestehen.

Es dünkte mich daher eine besondere Genugthuung für den Verstorbenen, ihn ganz zu zeigen, wie er gewesen, um einer Seits die wahrscheinlichen Ursachen hinzuzufügen, aus denen er so geworden, anderer Seits aber viele, die seine spätere rühmliche Laufbahn vielleicht noch gar nicht kennen, auf solche aufmerksam zu machen und überhaupt herauszustellen, wie seine gute Natur im Drange der wildesten Zeitereignisse die frühern Schlacken und Hindernisse einer zweckmäßigen Ausbildung von sich werfend, am Ende zu einer Gediegenheit gelangte, welche selbst seine näheren Bekannten aus der frühern Periode, schwerlich jemals von ihm erwarten konnten.

Nach glaubwürdigen Nachrichten, gehörte Rebmann zu den sehr früh reifenden Talenten. Der juristischen Laufbahn sich auf der Universität Erlangen mit Eifer widmend, hatte er bereits im achtzehnten Lebensjahre den Preis gewonnen, der auf eine streitige Rechtsfrage ausgesetzt worden. Gewiß würde er ganz geeignet gewesen sein, in diesem Fache zur höchsten Auszeichnung zu gelangen. Allein bei seiner noch so zarten Jugend, verbunden mit einem ungemein regen,

lebendigen Geiste und vielleicht besonders auch bei dem Mangel an zweckmäßiger Leitung, in die gewöhnlichen Zerstreuungen der Jugend zu tief verwickelt, geschah seinen wissenschaftlichen Bestrebungen schon frühzeitig großer Abbruch. Zuletzt soll ein unglückliches Duell, dessen Spur in einer Narbe auf seiner Brust zu sehen war, ihn um die Gelegenheit gebracht haben, seine juristischen Studien verfassungsmäßig zu vollenden. Seine Verhältnisse mit dem elterlichen Hause sind mir nicht näher bekannt geworden. Doch ließ sich aus einigen seiner Aeußerungen abnehmen, daß sein, ohne Zweifel mit ihm sehr unzufriedener Vater, ein angesehener Beamter, aber freilich das vollkommenste Widerspiel von dem Sohne gewesen sein mag und auch die geringsten Kleinigkeiten mit der größten Wichtigkeit behandelte. So erinnere ich mich, daß Rebmann einst ein Antwortschreiben von ihm bekam, welches also anfing: „Ungerathener Sohn! Wirst Du denn im ganzen Leben nicht lernen, wie ein vernünftiger Mensch einen Brief zusammenbrechen muß? —“ Es schien auch, als ob er mit seinem Fortkommen einzig auf sich selbst gewiesen sei. Ob nun schon die Schriftstellerei ihn zur damaligen Zeit wohl durchgeholfen hätte, da er mit der seinigen immer mehr in die Mode zu kommen schien, und die Politik ihm einen neuen Spielraum zu Versuchen darin gewährt, so war ihm doch die Haushal-

tungskunst ein ganz fremdes Element, in dem er sich nicht zu bewegen verstand. Je größer seine Einnahme wurde, desto mehr gab er auch aus und nicht einmal einzig im Verhältniß zu dem Mehr der Einnahme. Für dergleichen Proportionen fehlte ihm überhaupt aller Sinn. Er gab aus, so lange er etwas in der Kasse merkte, die sich gemeiniglich ganz in seiner Tasche befand. Am wenigsten ließ er sich davon zurückhalten, wenn es einem mildthätigen Zwecke galt. Seine Menschenliebe war so groß, daß hätte er auch bestimmt gewußt, er selbst würde Noth leiden, wenn er den Rest seiner Habe der fremden Noth opferte, welche so eben sein Auge trübte, dies ihm doch gewiß nicht von dem Opfer würde abgehalten haben. Denselben Antheil zeigte er bei andern menschlichen Bedrängnissen. Die französische Revolution hatte sich inzwischen zu einem blutgierigen Ungeheuer gestaltet. Obschon der, zum Theil durch Kränklichkeit und allem Vermuthen nach, hauptsächtlich durch Unzufriedenheit mit sich selbst und mit Andern darüber, daß ihm die Bahn zu einem ehrenvollen Staatsamte verloren gegangen, zu der ihm seine Naturgaben und sein Fleiß, früher berufen zu haben schienen, oft gewaltig Verstimmte, zuweilen, wenn er die in Frankreich waltenden Gräuel mißbilligen hörte, die Vertheidigung derselben übernahm, so wird doch gewiß Jeder der ihn näher kannte, bezwei-

feln müssen, daß es sein Ernst damit gewesen. Wie oft habe ich ihm nicht, zum Beispiel, die an den Girondisten verübte Gewalt, die grausamste und abscheulichste Ungerechtigkeit gegen Männer nennen hören, denen ihre Verfolger nicht werth wären, die Schuhriemen aufzulösen! Wie oft brach er in die heftigsten Klagen aus, daß die Revolution so schmachvoll ausarte und grade die Edelsten, die Opfer der vorherrschenden Pöbelhäupter werden müßten! So präconisirte er besonders auch die schwärmerische Mörderin des unsinnigen Marat und den Mainzer Deputirten Adam Lux, welcher sich durch die öffentliche Bewunderung Charlottens Corday und die Schmähung, der sie zum Tode verdammenden Richter, ebenfalls den Tod auf dem Blutgerüste absichtlich erkaufte. Daß Rebmann zu jener Zeit seinen Hund, Rax genannt, auch an den Namen Marat gewöhnte, geschah keinesweges, wie zuweilen behauptet worden, um seine Vorliebe für jenen menschlichen Unhold zu beweisen, sondern vielmehr in der Absicht, Marat aus dem Kreise der Menschen in die Klasse der Thiere zu verstoßen. Offenbar setzte Rebmann an öffentlichen Orten mitunter der bloße Oppositionsgeist und die Lust am Widerspruche gegen Meinungen zu, die sich mit Anmaßung kundthaten, wenn er die Parthie geschmähter Revolutionsmänner ergriff. Es konnte nicht fehlen, daß die Polizei

von dergleichen Dingen ebenfalls unterrichtet wurde. Aber so oft sich auch allerdings Anstößiges dieser Art wiederholte, so erinnere ich mich doch nicht, daß Rebmann jemals auch nur darüber zur Rede gestellt worden wäre. Sollte es aber geschehen sein, so ist es wenigstens nie von nachtheiligen Folgen für ihn gewesen. Ueberhaupt bewies sich die Polizei im Allgemeinen und wenn nicht bestimmte Denunciationen, die auf gehörigem Wege Erledigung erforderten, zum Grunde lagen, überaus weise bei mehren Gelegenheiten dieser Art. Wohl einsehend, daß in der Regel alles Räsonnement bei Tables d'hôte, in Kaffeehäusern und überhaupt an öffentlichen Orten, auf keinem nachtheiligen Plane beruhte, vielmehr die Frucht augenblicklicher Unüberlegtheit war, geschah, auch wenn ihre Leute sich bei der Hand befanden, nicht leicht ein Einfallen in die Rede, und noch viel weniger eine Erörterung. Man wußte, daß das, oft ganz hirnlose, Wort, ungestört ausgesprochen, weit eher ohne alle Folgen in der von Speiseduft und Tabacksqualm geschwängerten Luft mit verdunstete, als wenn ihm durch Aufgreifen desselben eine Art von Gewicht beigelegt worden wäre.

Wiewohl Rebmann offenbar die Grausamkeiten der Schreckensregierung in Frankreich verabscheute, so sah er doch nicht gern, wenn man den Terrorismus in sein volles scheußliches Licht setzte. Als eifriger An-

hänger der neuern Staatsgrundsätze besorgte er nämlich, daß dadurch dem Eingange, den er ihnen wünschte, Abbruch geschehen könne. Um so begieriger war ich daher auf sein Urtheil über meinen ersten schriftstellerischen Versuch, weil er in einer offenbaren Satyre auf die Schreckensregierung bestand. Es war eine kleine, komisch gehaltene Erzählung unter dem Titel: „die Staatsveränderung“ und darin ein fingirtes Königreich in Afrika dargestellt, welches durch ein Paar fremde Abentheurer Terreur und Insürgnenet mit Namen, revolutionirt worden. Unverkennbar erschienen darin die Anspielungen auf die französischen Schreckensmänner und Ereignisse. Statt aber Misbilligung darüber zu äußern, gab Rebmann der Darstellung bei Weitem mehr Beifall als sie verdiente und munterte mich zu ferneren Versuchen auf. Dieselbe Erzählung ist einige Jahre später, als Rebmann schon längst Dresden verlassen hatte, nebst mehren andern großentheils sentimentalen Darstellungen im Verlage der Richterschen Buchhandlung, wenn ich nicht irre, unter der Aufschrift: Romantische Miscellen von Eichhorst, erschienen. Wohl zwanzig Jahre nachher fiel mir das Büchlein wieder in die Hand. Ich fand es aber so kraft- und saftlos und mit Mängeln aller Art überfüllt, daß ich dasselbe ganz unerwähnt lassen würde, wenn es nicht der Anfang meiner Schriftstelle-

rei bezeichnete. Im Allgemeinen will ich hier noch im Voraus bemerken, daß einige andere, zwischen die Jahre 1796 bis 1799 fallende Produkte meiner Feder, etwa mit Ausnahme eines den Titel: Wunderliche Fata seines Ci-devants führenden kleinen Romans, im Arnoldschen Verlage, meines Erachtens völlig werthlos waren. Dieser Ci-Devant ist, so viel ich mich erinnere, ein äußerst wohlwollender Ingenü, der, in der Einsamkeit seines Guts, durch den von Paris eben zurückgekehrten Bedienten, den Ausbruch der Revolution erfährt. Voll Enthusiasmus für die dort in Umlauf gesetzten großen Worte und Verheißungen, weiß er nichts besseres zu thun, als sogleich selbst nach der sogenannten Hauptstadt der Welt zu reisen. Aber mit dem redlichsten Willen seine ganze Kraft zu Förderung des großen Revolutionswerks anzuwenden, geräth er aus einem Unglück in das andere und zuletzt in solche Verzweiflung, daß er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen denkt. Wie aber alles Uebrige, so mißlingt ihm auch das; er schießt sich blos die Nase ab. Die dem Ganzen zum Grunde liegende, an sich vielleicht nicht zu tadelnde Idee verleitete mich im Jahre 1799 zu einer Verbesserung und Fortsetzung des Werkchens. Sie erschien ebenfalls im Arnoldschen Verlage unter dem Titel: Meine Todsünden nebst einigen andern von minderm Belange. Obschon

aber das nunmehr einen ziemlich starken Band ausmachende Werk, mir nur noch ganz dunkel vor Augen schwebt, so besorge ich doch, daß die Idee durchaus nicht in ihrer gehörigen Tiefe aufgegriffen worden, auch der ewige Refrain unglücklicher Zwischenfälle eine zu große Einförmigkeit bewirkte, die aber durch die Verlängerung der Geschichte fühlbarer als zuvor geworden ist.

Mit Vorbehalt künftig auf Rebmann wieder zurückzukommen, bemerke ich hier noch von ihm, daß mit dem allmählig immer schwankender werdenden Geschicke des Doktors Richter, auch seine Zukunft immer unsicherer wurde. Zwar erstreckte er die Schriftstellerei nun auch auf das Fach der Politik und lieferte namentlich Beiträge in den „Genius der Zeit“ und die „Annalen der leidenden Menschheit“ allein das Honorar für dergleichen, wenn er überhaupt dafür solches erhielt, war gewiß nicht so beschaffen, um ihm die fernere Subsistenz in der gewohnten Weise verbürgen zu können. Dazu kam, daß je weniger er sich zurückhaltend zeigte, auch in solchen politischen Meinungen, die nicht auf der gehörigen Erwägung beruhten, zuweilen sogar nicht einmal die seinigen waren, sondern ihm nur die Freude der Opposition gegen diejenigen gewährten, die durch anmaßenden Vortrag alter Gemeinplätze zu imponiren strebten, so fing man

doch nun an, von Seiten der Polizei ein wachsames Auge auf ihn zu richten. Ein in ökonomischer Hinsicht recht vortheilhafter Antrag des damals in Dessau lebenden Buchhändlers Vollmer, der unter der Firma: „Verlagshandlung zu Thorn,“ mehre im Sinne der französischen Revolution abgefaßte Schriften verlegte, sich bei ihm niederzulassen, konnte sonach Rebmann nicht unwillkommen sein. Vielleicht wurde die Annahme desselben, noch durch seinen Verdruß über die Verantwortung wegen eines Gedichts beschleunigt, zu der nicht nur Rebmann, der Verfasser, sondern auch der Rektor Olpe an der Kreuzschule, welcher als Censor, dessen Abdruck in den Dresdener Merkwürdigkeiten zugelassen, zugezogen wurde. Der Gegenstand dieses Gedichts gehörte übrigens keinesweges der Politik an, er war vielmehr zur damaligen Zeit, wo eine Art von Pietismus aus mancher obrigkeitlichen Verfügung hervorleuchtete, in gewisser Hinsicht ganz unpolitisch, am Grabe eines weiblichen Wesens, dessen Tugend lange nicht so berühmt war, als seine Schönheit, in poetische Klagen auszubrechen. So viel ich mich erinnere, befand sich in diesen Klagen zwar kein Gedanke an eine eigentliche Unanständigkeit, nur wurde der im drei und zwanzigsten Jahre Verstorbenen allerdings ein Vorzug vor manchen reklamirt, die, obschon im Geruche besonderer Heiligkeit stehend,

an andern lobenswerthen Eigenschaften von der schönen Sünderin übertroffen worden wären. Es sei mir erlaubt, ein Paar Worte über letztere, theils zur Entschuldigung des Dichters und Censors, theils darum hinzuzufügen, weil dieses Mädchen, Magnus mit Namen, ihrem Aeußern nach, zu den Notabilitäten Dresdens zu rechnen war. Ihre ganz ausgezeichnete Figur mit dem schönsten, von goldenem Haar umflossenen Grazienhaupte geschmückt, war stets in die feinsten und geschmackvollsten Zeuge gekleidet. Allerdings diente sie der Mode, aber um sie zu beherrschen und wo sie wider Sitte und Anstand sich auflehnte, sie in die Schranken des Schicklichen zurückzuzwingen. Keine Ueberladung! Nur zu gut wußte sie, daß die gefährlichste Waffe der Schönheit in der Einfachheit besteht. Weißer Atlas schien ihr Lieblingskostüm zu sein. Und wahrlich, sie glich darin weit eher einer Vestalin, deren Blick in den auf sie einstürmenden Irrthümern des Lebens etwas unsicher geworden, als einer Phryne, auch wenn man diesem Namen die schonendste Bedeutung unterlegt. Der Fremde, der sie auf der Straße erblickte, konnte nur eine Person vom besten Anstande und der zartesten Bildung in ihr vermuthen. Sie war zuverläßig die Königin aller sogenannten „unterhaltenen Mädchen“ und scheinbar von weit höherm Stoffe als die übrigen. Man erzählte, daß sehr vornehme,

ihrer Phantasie aber nicht anständige Herren bei den größten Anerbietungen, doch außer Stande gewesen wären, ihre Gunst zu erobern. Von andern Herren gleicher Art wurde dagegen allerdings behauptet, daß es ihnen besser gelungen sei. Wenigstens schrieb man die Anstellung eines Skandals, vielleicht mit Unrecht, auf Rechnung der Eifersucht der Gemahlin eines Mannes von hohem Range. Ein Volkshaufe nämlich verfolgte und insultirte eine Zeitlang in öffentlichen Gärten, wo die Magnus erschien, diese auf allen Schritten. Sollte aber auch der Unfug eine andere Quelle gehabt haben, so ist wenigstens nicht anzunehmen, daß das Volk sich aus eigener Bewegung entschloß, da das gesittete äußere Betragen des schönen Mädchens nicht die mindeste Veranlassung dazu geben konnte.

Uebrigens auf den poetischen Nachruf zurückzukommen, der in sofern in die Dresdener Merkwürdigkeit gewiß paßte, als die Person, welche er betraf, damals eine wahrhafte, lebendige Merkwürdigkeit der Stadt gewesen war, so hatte, meines Wissens, Rebmann die Verstorbene nie gesprochen. Das ihr gespendete Lob gründete sich daher einzig auf ihre Schönheit und manches Gute, welches man ihr nachsagte.

Seine Abreise von Dresden entband ihn der Obliegenheit, der polizeilichen Vorladu~g Gnüge zu leisten.

Auf einer Reise nach Leipzig erfuhr ich späterhin,

während meines Aufenthalts auf der dortigen Ostermesse, daß Rebmann sich tiefer in die damaligen politischen Verhältnisse eingelassen und wegen mehrer in periodischen Blättern enthaltenen Aufsätze verfolgt, sich nebst dem Buchhändler Vollmer nach Erfurt gewendet hatte. Auch in dieser Stadt, wo er Anfangs sehr wohl accreditirt gewesen, war zuletzt für ihn nur noch in der Flucht Heil und bald nirgends mehr als in Frankreich persönliche Sicherheit zu finden.

4.

Gedicht aus der Jugendzeit. — Vermählung meiner Schwester. — Mein Stiefbruder. — Tod des Stiefvaters. — Das Gesellschaftstheater. — Die Weinbergsgesellschaft. — Seifried. — Zschiedrich. — Lautier. — Meißner. — Langbein. — Rupert Becker. — Doktor Albrecht. — Sophie Albrecht. — Bühne. — Reinecke. — Hempel. — Heinrich Keller. — Das Körnersche Haus. — Schiller. — Mein Abgang nach Leipzig.

Die Zeit, welche meine Amtsgeschäfte mir übrig ließen, wurde nunmehr größtentheils der Vervollkommnung in der lateinischen Sprache und nebenbei auch der Dichtkunst gewidmet. Ein aus dem Jahre 1795 stammendes Gedicht, erlaube ich mir um so mehr hierbeizufügen, weil es meinen damaligen Gemüthszustand darlegen kann:

Der Mißmuthige.

Am Weihnachtabend.

Was röthet höher Deine Wangen,
Was, Kind, beflügelt Deinen Gang?
Wofür das brennende Verlangen
In Deines Athems lauten Klang?
Umsonst die Frage! Mir vorüber
Hüpft er dahin mit Ungestüm.
Dort klopft der Kleine. „Komm, Du Lieber!"
Sagt Mütterchen und öffnet ihm.

Ein Tisch voll bunter Bäum' und Kerzen,
Und Puppen fesselt seinen Blick,
Und jeder Wunsch im jungen Herzen
Weicht vor der Wirklichkeit zurück.
Es strahlt sein glanzvoll Auge milder
Und Freude lebt in seiner Hand,
Daß er der Hoffnung Schattenbilder
Im Schoos des Lebens wieder fand.

„Mein, Alles mein?“ ruft er und schmieget
Sich zärtlich an die Mutterbrust,
Und schön auf seiner Thräne wieget
Sich reiner Dank und fromme Lust.
Die Mutter zeigt zum Sternenkreise:
„Hier wohnt der Geber, Knabe, hier!“
Und herzlich spricht das Kind und leise:
„Du guter Mann, ich danke Dir!“

Wie dauert mich der arme Knabe!
Sein frischer, liebetrunkner Sinn
Welkt auf dem langen Weg zum Grabe
Einst wie der meinige dahin.
Nicht immer wird er selig träumen,
Nicht immer bleibt die Stirn' ihm glatt,
Denn seiner Liebe Rosenbäumen
Nimmt jeder neue Tag ein Blatt.

Wie jetzt sein Arm die todten Puppen
Empfängt, so stürzt in süßem Wahn
Er einst sich in die Menscnengruppen
Und drückt sich jauchzend an sie an.
Wohl ihm, vom Starren, Seelenlosen
Zum Leben — seliger Genuß!
Weh ihm! denn ach, die Brüder stoßen
Den Dolch nach ihm beim zweiten Kuß.

Bald schrumpft sein reiches Herz zusammen,
Sein bester Lebenszweig verdorrt,
Denn von des Glaubens Aetherflammen
Sprüht selbst der letzte Funke fort.
Der Hoffnung frohe Lerchenklänge
Verstummen in der kalten Luft,
Und aus der Lust der lauten Menge
Entquillt ihm dumpfer Moderduft.

Er wogt im Nachtumfangenen Meere
Des Zufalls ohne Ziel herum.
Und sieht in einer ew'gen Leere
Nicht Götter, noch Elysium.
Hinweg, hinweg! ihn zu vernichten,
Dräut hier des Wahnsinns Giftgeschoß.
Kein Heil, als auf zu dem zu flüchten,
An den sein Herz ihn vormals schloß.

Der Felsenpfad ist steil und schaurig
Und Nebel birgt das ferne Land,
Er seufzt empor und nimmt dann traurig
Die Leuchte der Vernunft zur Hand.
Er klimmt, er klimmt; kein Lenzeswehen
Labt ihn, kein süßer Blütenhauch,
Eis Alles, Thäler, Berge, Seeen
Und Eis der Glanz des Himmels auch.

Mit Müh' ist nun die Höh' errungen,
Wo höhre Wonn' ihn einst umfing.
Sein Blick ist wieder hingedrungen,
Wo er voll Andachtsthränen hing.
„Der Weltenthron ist nicht verödet!"
Ruft er, doch ohne Lebensmuth,
Denn das Gefühl bleibt ihm getödtet,
Des Busens milde, heil'ge Glut.

Nothwendigkeit heißt nun die Seele
Der Dinge, die ihm Liebe hieß,
Und nach des Denkers kalter Höhle
Kehrt nie das Glück, das ihn verließ.
Er sicherte des Daseins Blume
Vor der Verzweiflung rohem Zahn,
Doch in der Wahrheit Hei igthume
Weht auch kein milder Hauch sie an.

Vergebens seu'zt er nach dem Schimmer
Des Friedens, der dem Aug' entfloß,
Da seine Brust noch keine Trümmer,
Da Kraft und Muth sie noch umschloß;
Da noch der Vorurtheile Ranke
Ihn schirmte vor der Sonne Brand,
Und der erkältende Gedanke
Im Dienst des frommen Herzens stand.

Ja, spiele nur, Du Kleiner, spiele,
Du mit dem Frühlingsangesicht,
Auch Deine seligen Gefühle
Verschont der Stahl des Schicksals nicht.
Du bist nicht aus gemeinem Stamme,
Dein Geist ist hell, Dein Herz ist schön,
Dies sagt mir Deines Auges Flamme
Und darum wirst Du untergehn.

O Mutter, die ich voll Entzücken
Einst liebte, Bildnerin Natur!
Kannst Du die Bessern nicht beglücken,
So schaff aus niederm Stoffe nur.
Wo nicht, so nimm mit seinem Himmel
Den Knaben auch, der edler ist,
Eh' er im trügenden Getümmel,
In Dir die Zartlichkeit vermißt.

Im elterlichen Hause, wo ich fortdauernd wohnte und meinen Unterhalt fand, wechselten inzwischen Freude und Leid. Meine geliebte Schwester vermählte sich mit einem angesehenen Kaufmann zu Hirschberg in Schlesien. Nur der Gedanke, der allem Anscheine nach sehr vortheilhaften Parthie konnte unsere treffliche Mutter über die Trennung von einer Tochter trösten, deren Zukunft sie so gern fortdauernd im Auge behalten hätte. Um so angelegentlicher verwendete sie sich daher bei meinem Stiefvater, den Sohn ihrer zweiten Ehe, der zu seiner großen Freude für den Kaufmannsstand schon sehr frühzeitig so viel Lust als Fähigkeiten zeigte, nicht, wie es Anfangs der Plan des Vaters war, in Hamburg oder Triest die Lehrjahre bestehen zu lassen, sondern ihn dazu in Dresden zu behalten. Leider, erlag der, anscheinend sehr kräftige Banquier Egg in einem noch gar nicht weit vorgerückten Alter einer Krankheit, die vielleicht schon lange heimlich an seinem Leben genagt hatte und für unheilbar geachtet wurde: der Verhärtung der Drüsen am Eingange des Magens. Obschon die Lage, worin unsere gute Mutter durch das Ableben dieses trefflichen Mannes gerieth, nicht so trostlos und mit Nahrungssorgen verbunden war, als während ihres ersten Wittwenstandes, so machte ihr doch in der Folge die Erziehung ihres Sohnes zweiter Ehe so viel Sorge, daß sie den

Antrag eines sehr geachteten Geschäftsmannes, des geheimen Registrators Ehrlich berücksichtigend, sich zum dritten Male verehelichte. Zur großen Freude gereichte es ihr späterhin, daß ihr, seinem verstorbenen Vater im Aeußern und Innern immer ähnlicher werdende jüngster Sohn, der schon früh gefaßten Neigung zum Kaufmannsstande treu blieb und im Hause des Banquier Bassenge und Comp. ein Unterkommen als Lehrling fand.

Um diese Zeit gewann mein Lebensgang abermals eine neue Wendung. Schon im Knabenalter hatte ich nicht selten Gelegenheit gefunden, Billets zu den dramatischen Darstellungen des Gesellschaftstheaters zu erhalten. Diese in den Hof, des auf der Hauptstraße gelegenen Hofmannschen Hauses zu Neustadt-Dresden eingebauete für die Zuschauer ein Parterre und eine Galerie enthaltende Bühne, erfüllte schon eine ziemliche Zeit lang ihren Zweck vollständig. Geschäftsleute, theils akademisch, theils sonst gebildet, beabsichtigten eine Erholung von ihren Amtsarbeiten. Die Theilnehmer zerfielen hauptsächlich in zwei Klassen, in solche, die näher an einandergeschlossen, auch außer den theatralischen, in der Regel alle drei Wochen vorkommenden Vorstellungen, ihre Vereinigungspunkte hatten und in andere, die mit den Uebrigen in keinem andern Zusammenhange standen, als daß sie zur Mit-

unterhaltung des Ganzen contribuirten und dafür allezeit zu jeder Vorstellung mehre Einlaßbillets als Zuschauer erhielten. Zu der letzten Klasse gehörten sehr angesehene Standespersonen. Ueberhaupt genoß die Societät, deren künstlerische Leistungen sich zwar in der Regel mehr oder weniger nach den bessern Schauspielern und Schauspielerinnen des Hoftheaters modelten, durch einzelne vorzügliche Talente aber auch eine höhere unabhängige Stellung gewannen, eines recht ehrenvollen Rufes. Nach den Vorstellungen pflegte der genauer mit einander bekannte, engere Kreis gewöhlich bei einem Restaurateur oder auch in einem Privathause, ein einfaches Abendmahl einzunehmen, dem sich häufig ihnen bekannte Nichtmitglieder anzuschließen pflegten. Letzteres geschah denn auch von mir. Bei dieser Gelegenheit lernte ich unter andern, mehre Theilnehmer an einer mit dem Societätstheater in Neustadt engverbundenen Gesellschaft kennen, welche während des Sommers einen auf dem Elbufer am sogenannten Mordgrunde gelegenen Weinberg gemiethet hatte. Die Hauptzusammenkünfte fanden Sonntags statt, wo gewöhnlich eine ziemlich große Mittagstafel sich dort vereinigte. Nachmittags stand allezeit ohnweit der Elbbrücke in Dresden unter der Brühlschen Terrasse zu einer festgesetzten Stunde eine sehr geräumige Gondel bereit, Gesellschaft für den Weinberg aufzunehmen,

deren Ankunft gewöhnlich mit dem Aufstehen von der dortigen Tafel zusammentraf. Die Gondel fuhr dann Abends nach Dresden zurück, wo, zumal wenn etwa inzwischen schlechtes Wetter eingetreten war, sehr viele der Anwesenden davon Gebrauch machten. Zur Zeit der kühlern Herbsttage, wurde auch alle Wochen ein Tanz, im ziemlich geräumigen Saale, veranstaltet. Ein Theil der Mitglieder dieser Gesellschaft, zu dem ich, als ich ihr beigetreten war ebenfalls mit gehörte, hatte Betten auf dem Berge, um sich für die Sonntage schon am Abende zuvor einzufinden und die Nacht dort zubringen zu können. Bei der trefflichen Aussicht von diesem Weinberge, gewährten die schönen Morgen und Abende dort einen ungemeinen Genuß. Der Sinn für diesen sowohl, als für gesellige Freude, wohnte dem Vereine in einem hohen Grade bei. Auch ist er mir immer, als er längst schon aufgehört hatte, in dem freundlichsten Andenken geblieben. Die Zeit hat sich seitdem so luxuriös gestaltet, daß ihr die damaligen, aus nur wenigen Schüsseln bestehenden Tafelfreuden, schwerlich zusagen möchten. Aber eben die Einfachheit hierin und die Enthaltung aller über die Bequemlichkeit, für welche gesorgt war, hinausgehenden kostspieligen Einrichtungen, diente ohne Zweifel hauptsächlich mit dazu, diesen Zirkel lange Jahre bei immer gleichem Geiste zu erhalten. Nicht selten wurden auch

kleine Feste dort angestellt. Gewöhnlich führte man dabei, dazu besonders gefertigte muntere Gelegenheitsstücke im Freien auf. Mehre Theilnehmer an dieser Gesellschaft sind als Schriftsteller bekannt worden. Von einem derselben, einem durch den glücklichsten Frohsinn sich auszeichnenden vormaligen Tertius an der hiesigen Kreuzschule, Seifried, kamen in den letzten Jahrzehenden des vorigen Säculums nebst einigen Bearbeitungen aus dem Französischen, unter andern mehre Bändchen recht angenehmer Erzählungen, Findlinge darum genannt, weil es Bearbeitungen wirklicher Begebenheiten waren, und späterhin ähnliche, welche den Titel Lückenbüßer führten, heraus. Auch ist er Verfasser einer ziemlichen Anzahl in Taschenbüchern und andern periodischen Schriften erschienener lyrischer, zum Theil recht werthvoller Gedichte. Vorzüglich hat er sich in Nachbildung französischer Poesieen mit vielem Erfolg versucht und eine recht gute Uebersetzung des niedlichen Vert-vert von Gresset zu Stande gebracht. Das Wohlwollen dieses jovialen Mannes, das mir auch in seinem stillen, heitern, häuslichen Kreise entgegenkam, gehört zu den recht freundlichen Erinnerungen aus meiner Lebenszeit. Ein Anderer, Namens Zschiedrich, ist als der eigentliche Begründer des lange Zeit sehr beliebten Taschenbuches zum geselligen Vergnügen zu be-

trachten. Dieser Zschiedrich war, wie Seifried, auch Verfasser sehr vieler, zum Theil recht gelungener Gelegenheitsgedichte. Von beiden ist nur Seifried noch am Leben und bereits 84 Jahr alt. Er erfreut sich einer für dieses Alter ziemlich guten körperlichen Gesundheit und genießt das Glück der sorgsamsten Pflege einer zwanzig Jahr jüngeren sehr würdigen Gattin.

Von einem dritten Mitgliede jener Weinbergsgesellschaft, dem bei der preußischen Gesandtschaft in Dresden angestellten Legationsrathe Lautier, weiß ich zwar nicht, ob schriftstellerische Werke im Druck erschienen sind; allein in der Handschrift kannte ich mehre, die ihn zum Verfasser hatten. Seine große Vorliebe für das Theater bewog ihn besonders zu dramatischen Producten, theils Originalen, theils Bearbeitungen aus andern Sprachen. In ganz vertrauten Cirkeln entschloß er sich auch bei Aufführung von Schauspielen, die Darstellung, besonders chargirter Rollen zu übernehmen, die er mit Laune und Geschicklichkeit auszuführen pflegte. Bei einem sehr schwachen kränklichen Körper wie dem seinigen, war es zu verwundern, wie er, obschon gewöhnlich die eigenen Leiden mit bitterer Persiflage verkündigend, beinahe stets guten Humors sich zeigte. Völlig französisch in

der vormaligen Form dieser Nation, hatte er immer recht geschickte Repartieen für jeden ihn angreifenden Scherz in Bereitschaft. Witzworte fehlten ihm nie. Nicht selten entlehnte er solche allerdings den französischen Clasikern und namentlich dem Voltaire, den er als den größten Geist der Neuern betrachtete und beinahe ganz answendig wußte. Ein entschiedener Gegner der französischen Revolution, hatte er besonders zur Zeit des Terrorismus in Gesellschaften manche Anfechtung zu erleiden. Die Revolution und die in den Xenien zuerst wieder aufgetauchte, unartige Weise der deutschen Literatur, waren auch vielleicht die einzigen Gegenstände, bei denen er selbst in zu große Hitze gerieth. So leidenschaftlich er der Musik anhing und daher für die Melodieen mancher neuen französischen Märsche empfänglich war, so heftigen Widerwillen zeigte er, wenn bei frohen Mahlen, die hauptsächlich auch durch Gesang gewürzt zu werden pflegten, ihr Text gesungen wurde. Zwar entzog er sich dem Mitsingen nicht gänzlich, desavouirte aber entweder den ihm im Grunde der Seele verhaßten Text, durch Mienen und Geberden, oder er legte auch wohl auf der Stelle andere Worte unter. So erinnere ich mich, daß er bei Gelegenheit des Refrains vom Marsche der Pyrenäenarmee, welcher heißt:

Mourir pour la patri,
Cest le sort le plûs beau,
Le plus digne d'envie,

eines Tages sang:

Mourir pour Robespierre
Cest le sort le plus beau,
Le plus digne de Barrère.

Auch den Refrain in dem Chanson: Veillons au salut de l'empire, welcher lautete.

Plutôt la mort, que l'esclavage
Cest la devise des Français,

verwandelte er bei ähnlicher Gelegenheit in:

Plutôt la mort, que la canaille etc.

Auf dieselbe Weise ärgerte er sich natürlich über die Verse der Marseillaise. Recht groß war daher auch seine Freude, als ich ihm eines Tages eine Parodie auf dieselbe brachte, die ich in einem Pariser Musenalmanache unter dem Namen Drobecq gefunden hatte. Da sie sich mir im Gedächtnisse erhalten hat, so will ich sie, als ein für die meisten Leser zuverlässig neues, Andenken an jene schauerliche Zeit hersetzen. Ohne Zweifel hat damals mancher Franzose, der das in dem Marseillermarsche Ausgesprochene nicht billigte, beim öffentlichen Gesange desselben, wenn schon vermuthlich weniger laut als Lautier, statt des eigentlichen Textes diese, übrigens allerdings wahr-

scheinlich mit Absicht höchst prosaisch aufgegriffene und ausgeführte Parodie abgesungen:

Allons amis, la nappe est mise,
Voici l'instant de la gaité,
S'attrister est une sottise,
On a tout avec la santé;
De ce jambon voyez la mine,
Il est sur ma foi savoureux,
L'amour a long-tems par ses feux
Desseché ma pouvre poitrine.
A boire, mes amis, trinquons à notre tour!
Trinquez, trinquez, et que Bacchus
Remplace enfin l'Amour!
Trinquons, trinquons etc.

Lautier gehörte zu den bekanntesten Personen der Stadt. Von den französischen Refügiés abstammend, welche sich im siebzehnten Jahrhunderte im Preußischen niederließen, konnte ihn, die durch die Revolution eingeführte auffallende Veränderung in den geselligen Formen, der alten französischen Galanterie durchaus nicht untreu machen. Was auch Ludwig der vierzehnte an seiner Familie mit verschuldet hatte, so wich er doch in der Höflichkeit durchaus nicht von dem Zeitalter desselben ab. In den höchsten und feinsten Zirkeln war er daher hierdurch beliebt, während diejenigen, in denen er gewöhnlich lebte und sich etwas freier

gehen ließ, ihn wegen seiner ächten Bonhommie allezeit gern sahen. Sein Witz war, wie gesagt, nicht selten Andern und namentlich Voltaire, seinem Idol, abgeborgt, auch mußte man manche lange Stelle, wie z. B. den fünften Gesang der Pücelle: O mes amis, vivons en bons chrétiens etc. von Zeit zu Zeit immer wieder von ihm recitiren hören Dennoch übersah man dieses gern, bei den mancherlei schätzbaren Eigenschaften, welche er besaß. Sünden gegen den guten (das hieß in der Regel, altfranzösischen,) Geschmack, konnte er schwer verzeihen. So erinnere ich mich noch, daß wir, ich und einige Bekannte, uns eines Tages einer solchen Sünde gegen ihn schuldig machten. Es war im Parterre des Theaters am Link'schen Bade, wo eben die Schauspielertruppe von Joseph Sekonda, hauptsächlich durch leichte Wiener Opern und einige angenehme Sänger und Sängerinnen, sich ziemlich viel Freunde erworben hatte. Ein neu einstudirtes Singspiel: der zwei und zwanzigjährige ABCschütz erregte der Direction einige Besorgnisse. Mit Recht. Die Musik war höchstens so so und der Text tief unter diesem geringen Standpunkte. So kam denn unter anderm eine Szene vor, wo der ABCschütz seinem Hofmeister während einer Arie, nach und nach wohl ein Dutzend Bücher an den Kopf warf. Dergleichen Beifall zu ertheilen, sollte allerdings kein vernünftiger

Mensch dem andern zumuthen. Allein der Scherz nimmt nicht immer die Sache so genau, die zudem oft durch Nebenbeziehungen in einem besondern Lichte erscheint. Es galt hier hauptsächlich, dem nun einmal einstudirten Stücke das lärmende Veto des Publikums, durch Pochen und Scharren ausgedrückt, wo möglich zu ersparen. Und zu diesem Zwecke hatte sich denn eine Parthie junger Männer das Wort gegeben, ein Applaudissement zu bewirken. Es gelang auch wirklich. Obschon sich Stöcke vernehmlich hören ließen, obschon sogar einige der verbündeten Begünstiger der schlechten Oper, der Zartheit ihres Gewissens das gegebene Wort aufopferten und tapfer mitpochten, behielt doch das Händeklatschen die Oberhand. Höchst indignirt über einen Erfolg, den allerdings diese Oper nicht verdiente, verließ der, ganz vorn am Orchester, stehende Lautier nach dem ersten Akte das Schauspielhaus, auf seinem Wege bis zur Thüre nach beiden Seiten der im Parterre Sitzenden die Erklärung abgebend, daß er keineswegs zu den Applaudirenden gehört habe. Uebrigens bewies sich der verabredete Applaus gar bald als eine Nothwendigkeit zur Aufrechterhaltung dieses Machwerks. An einem der nächsten Abende wurde es wiederholt und dergestalt ausgepocht, daß es nie mehr auf dieser Bühne zur Aufführung gekommen ist.

Nicht lange zuvor war erst der Anfang einer frü-

her in Dresden nicht vorhandenen, literarischen Regsamkeit eingetreten und obschon Lautier vielleicht keine seiner schriftstellerischen Versuche durch den Druck veröffentlichte, so ist er doch nebst den genannten Seifried und Zschiedrich, zu den Theilnehmern daran zu rechnen. Hauptsächlich gehörten auch zu diesen, der nachher als Professor der deutschen Sprache nach Prag berufene Meißner, unter anderm Verfasser der zu ihrer Zeit sehr beliebten Skizzen und des Romans Alcibiades; Langbein, als Canzlist beim geheimen Archiv angestellt, der viel später als geheimer Kriegsrath verstorbene Rupert Becker; der Herausgeber des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, Hofrath Becker und der Bibliothekar Daßdorf. Meißner stiftete im Jahre 1783 in Gemeinschaft mit dem Bibliothekar Canzler, die aus Beiträgen von beinahe blos Dresdener Schriftstellern bestehende Quartalschrift: Für ältere Literatur und neuere Lektüre. Sehr viele von Langbeins, dem Publikum hinlänglich bekannten Gedichten, erschienen zuerst in diesem Journale. Langbein war ein kleiner, wohlgenährter, freundlicher, lebenvoller Mann, der auch ein vorzügliches Talent zu lustigen Tafel- und Tanzliedern besaß und obschon ihm, ohngeachtet der gefälligen Leichtigkeit seiner oft recht witzigen Verse, nach der Versicherung seiner genauesten Bekannten die

poetischen Ausarbeitungen große Mühe gekostet haben sollen, den häufigen Aufforderungen zu Gedichten dieser Art in der Regel willig Gehör gab. Durch Mittellosigkeit und einen nur sehr spärlichen Amtsgehalt in immer bedenklicher werdende öconomische Verhältnisse gerathen, sah er sich in der Folge genöthigt, Dresden ganz zu verlassen. In Berlin, wohin er sich wendete, lebte er, mit einer jungen Frau, die er dort heirathete, Anfangs äußerst zurückgezogen und fast einzig auf den Umgang mit ihr beschränkt. Einladungen pflegte er gänzlich abzulehnen. Es ist mir nicht bekannt worden, ob hierin in der spätern Zeit, wo er das schwierige und fast immer höchst undankbare Geschäft eines Censors zur Zufriedenheit der Regierung, wie der Schriftsteller, zu verwalten schien, eine Veränderung eingetreten. Bekanntlich ist ganz neuerlich eine wohlfeile Gesammtausgabe seiner Werke zu Stuttgart in der Scheibleschen Buchhandlung erschienen. Von Rupert Becker, Verfasser mehrerer prosaischer Werke, findet man in jener Quartalschrift recht schätzbare Gedichte komischen Inhalts und Erzählungen, unter andern auch nach dem Spanischen des Lopez de Vega. Schon sein Aeußeres sprach ein besonderes Wohlwollen aus, das er auch durch Gesinnung und Handlungen bethätigte. Wiewohl von Amtsgeschäften mannichfach in Anspruch genommen, gewährten ihm in

seinen Mußestunden die literarischen Arbeiten fortdauernd Vergnügen. Dabei war der anspruchlose, wohlunterrichtete Mann immer bereit zu Ertheilung wissenschaftlicher Nachweisungen, wovon auch ich ihm manches verdanke. Ein bedeutendes Journalistikum, welches eines sehr ansehnlichen Leserkreises sich erfreuete, trug ohne Zweifel viel zu der literarischen Richtung Dresdens bei. Vorzüglich ging auch Beckers Streben auf Verbreitung wichtiger Werke des Auslandes. Namentlich hat er dem lebendigen Umtriebe der französischen Literatur in dieser Stadt die Bahn gebrochen.

Noch ist hier des Doktors Albrecht, Verfassers des Romans Lauretta Pisana und mehrer anderer zu gedenken, die großentheils Furore in den Leihbibliotheken machten. In weit höherm Grade aber, als er selbst, erregte seine Gattin Sophie, das Interesse des Publikums. Schauspielerinnen wie Sophie Albrecht sind keine gewöhnlichen Erscheinungen. Noch lange, lange als sie unsere Bühne verlassen hatte, wurde sie in Dresden und Leipzig, wo die Bondinische Schauspielergesellschaft abwechselnd spielte, schmerzlich vermißt. Man darf dies sagen, ohne Besorgniß, dadurch die wackere Künstlerin zu verletzen, welche an ihre Stelle trat. Jede Schauspielerin von so glänzender Eigenthümlichkeit wie Sophie Albrecht hat gewissermaßen ein Recht auf den Schmerz, der die

Zuschauer beim Verluste derselben der Empfänglichkeit für die Talente ihrer Nachfolgerin zum Theil beraubt. Mit der, an der Verschwundenen Kunst und Innigkeit des Gefühls und Wahrheit und schönen Natur überhaupt, ist ihre persönliche Erscheinung zu innig verschmolzen, als daß man diese nicht ebenfalls zurückwünschen möchte. Ja, sollte die Stellvertreterin sogar Vorzüge vor der, seit Jahren Verehrten haben, bei den Anhängern der letztern würde sie solche in der ersten Zeit doch nur dann geltend zu machen vermögen, wenn sie die Betrauerte mit Leib und Seele selbst sein könnte.

Sophie Albrecht ist auch als Dichterin aufgetreten und ihre Gedichte gefielen. Aber im Grunde doch nur, weil sie von der herrlichen Darstellerin auf der Bühne, sich herschrieben.

Ueberhaupt besaß das Theater damals mehre Hauptgrößen, wie Reinecke, diese gehaltvolle, schon dem höchsteinnehmenden Aeußern nach, so wohlthuende Bühnenerscheinung. Auch Hempel leistete in alten Rollen Bedeutendes und wußte als Romanverfasser sich ebenfalls Beifall zu erwerben.

Nachweisungen über diese Gesellschaft findet man unter andern in der Zeitschrift: das Dresdener Museum, von einem damals sich in Dresden aufhaltenden Schriftsteller Heinrich Keller aus den Jahren 1783 bis 1786. Von demselben Autor, der,

6 *

wie ich mich noch dunkel erinnere, ein hier, besonders damals, ganz ungebräuchliches Rennommistenansehen behauptete und manchen literarischen uud illiterarischen Kampf zu bestehen hatte, sind auch im Jahre 1788 „Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern" erschienen.

Neben den Leistungen der beiden Schauspielergesellschaften der Brüder Franz und Joseph Sekonda tauchte damals noch nicht selten die theatralische Kunst oder der Popanz, der sich bisweilen dafür ausgab, in den Sälen hiesiger Wirthshäuser, mitunter in gar kümmerliche Gestaltung auf. Vorzüglich diente den mobilen, aus der Fremde hier einwandernden Urenkeln des alten Thespis, der Saal des in der Wilsdruffer Vorstadt gelegenen, noch jetzt unter dem Namen des Falken-Hofs bekannten Hauses, wo zu Anton Wecke's Zeiten, siehe dessen Chronik von Dresden „ein Falkoniere seine Wohnung hatte und alles zu diesem Weidwerk Gehörige in guter Ordnung befindlich war" als ein passender Ort für ihre künstlerischen Umtriebe. Der Kunstgehalt solcher Truppen stand allerdings in der Regel unter Null, zuweilen aber auch auf eine etwas annehmlicherere Höhe. Besonders blitzten dann und wann junge Talente hervor, die daselbst ihre Sporen mühselig verdienten, in denen sie dann auf gehörig organisirten, größeren Theatern ent-

weder fortkamen (ja mitunter sogar zu bedeutendem Rufe gelangten,) oder durch erlittene Auspochung ihrem Künstlerleben zuweilen auf Einmal ein grausames Ziel gesetzt sahen. Die Organisation, welche ich als Augenzeuge auf der Falkenhofsbühne erlebte, war nicht zu den vorzüglichsten zu zählen. Schon der Umstand wirft wohl ein schlimmes Licht darauf, daß wenn der Saal mit Zuschauern sehr angefüllt war, die Dienstleute des Gastwirths, der das Lokal der Truppe abgetreten, mit den von den Zuschauern der vordersten Stuhlreihen begehrten Genüssen von Speise und Trank, sogar während des Spiels der Truppe, ganz ungenirt über die Bühne tölpelten, um das Verlangte den Bestellern zuzureichen. Ueberhaupt befanden sich, unter dem vereinten Bilde der Zuschauer und Schauspieler Leben und Kunst in einem recht cordialen Verhältnisse, Besonders stand den, den ersten Rang einnehmenden, manches Vorrecht gegen die Spielenden zu Gebote. Wenigstens wurden ihnen die seltsamsten Einfälle nicht bestritten. So erinnere ich mich eines jungen Modemannes, der nach aufgezogener Gardiene sogleich auf die nur wenig über den Saal ehrhöhte Bühne sich setzte und, dieser den Rücken zugekehrt, Angesichts der Zuschauer ein frugales Halbabendbrod einnahm, das ihm aus der Couliſſe über die Bühne gebracht und neben ihm auf den Fußboden des Theaters placirt wor-

den war. Die Schauspieler agirten um ihn herum, als ob er ihnen ganz unsichtbar wäre. Er hingegen wendete von Zeit zu Zeit den Kopf auf Augenblicke nach ihnen zurück, ihnen ein Bravo oder eine Misbilligung zuzurufen, auch wohl gar nur irgend eine gleichgültige Frage, zum Beispiel: was die Glocke sei? an sie zu richteu.

Zum Theil führten solche nomadenartige Truppen, die damals auch auf den großen Theatern gewöhnliche Stücke, wie das Furore machende, militärische Drama: Graf von Waltron oder die Subordination auf, zum Theil aber gaben sie auch noch viel geringere Piecen, die ganz wie ihr eigener Zuwachs erschienen. Dahin gehörte eins, welches Daniel in der Löwengrube hieß und ein anderes, welches den sinnreichen Titel: die beiden verliebten Mehlwürmer führte.

Grade an demselben Tage, wo jener Modemann, wie gedacht worden, während der Vorstellung selbst seinen Platz auf der Bühne genommen, wurden die letzten beiden Stücke auf Verlangen einer Gesellschaft, an die auch ich mich anschloß, gegeben und diese hatte die zwei vordersten Stuhlreihen für den Abend in Beschlag genommen. Es kam zwischen dem, auf der Bühne einen Sitz usurpirenden Herrn, und dem Daniel zu einem scharfen Wortwechsel. Wie daher Daniel, um

auf Befehl des Königs in die Löwengrube geworfen zu werden, von einigen die stummen Rollen executirenden, sogenannten Statisten arretirt und abgeführt wird und jener Zuschauer in dem einen seinen Kleiderausklopfer, Namens Preuß, erkannt, ruft er diesem zu: „Preuß, wasche dem Daniel das Collet tüchtig!"

Dieses Impromptü eines ganz Unberufenen machte ungleich stärkern Effekt, als das ganze Stück. Der größte Theil der Zuschauer brach in ein lange noch nachhallendes Lachen aus, während der abgeführte Arrestant auf das heftigste fulminirte.

Nach beendigtem Stücke dankte der Direkteur der Gesellschaft für den zahlreichen Zuspruch und erbat dem für den folgenden Tag angekündigten Schauspiele eine gleiche Gunst. Nun aber erhob sich jener unberufene Mitschauspieler und sagte mit einem so glücklichen Pathos, daß ein Leichtgläubiger es wohl, wenigstens im Anfange für Ernst hätte halten können: „Herr Direktor, ich glaube nur den Gefühlen sämtlicher Anwesenden Worte zu geben, wenn ich die allgemeine Anerkennung Ihrer und der achtbaren Gesellschaft rühmlichen Anstrengungen hiermit ausspreche. Ein Einziger jedoch ist nicht in die schönen Fußtapfen aller Uebrigen getreten, und zwar ihr vertrakter Daniel. Der verdient einen tüchtigen Denkzettel!"

Und nach diesen Worten folgte dem Redner ein

großer Theil der Zuschauer auf das Theater und in die daran stoßende Garderobe, ohne Zweifel Niemand, um dem armen Teufel ein Leid zuzufügen, sondern nur, der einmal aufgeregten Lachlust, welche sich schon nicht mehr verläugnen konnte, vollen Raum zu vergönnen. Allein Daniel hatte doch dem Landfrieden nicht getraut und war nirgend aufzufinden.

Dem zweiten Stücke, mit Namen: die verliebten Mehlwürmer, ließ sich weder Wiz, noch Laune, noch Geist irgend einer Art nachrühmen, aber eine desto größere, etwas grobkörnigere Simplicität. Ein Bäcker kommt unvermuthet nach Hause, wie eben sein, von seiner Frau ihm heimlich gesetzter Substitut in der Liebe, sich mit ihr allein befindet. Todesangst und Entsetzen! Die Liebenden wissen gar nicht wohin und nehmen endlich ihre Zuflucht in das Innere eines leeren Mehlkastens. Aber der eintretende Eheherr wittert Unrath, entdeckt die Versteckten und prügelt beide zum Hause hinaus. —

Noch tiefer war der Stand der Cultur, der eine ziemlich gleichzeitig mit der vorigen hier einheimischen Truppe bezeichnete. Sie bestand ziemlich aus einer einzigen kleinen Familie. Ein Saal auf der äußern remmischen Gasse, dessen Haus, vermuthlich weil einst ein Hofapotheker der Besitzer davon gewesen, oder ein solcher es vielleicht woch war, Hofapothekers hieß,

faßte diesen Musentempel in sich. Ursprünglich hatte das Familienhaupt, Namens Zimmermann, sich auf das Marionettenspiel beschränkt und durch die Späße seines Puppenkaspars sich ein recht zahlreiches Publikum erworben.

Mit dem Heranwachsen der Familie, schien aber auch der Stolz des Unternehmers gewachsen zu sein und so wurden denn, abwechselnd mit dem Puppenspiele, auch Darstellungen, wie man sagte, mit „menschlichen Figuren" gegeben. Auf dem ersten Zuschauerplatze fehlten die sogenannten Honorationen niemals. Der zweite enthielt wenigstens noch diejenigen Zuschauer, welche nicht unter der Knute standen. Der dritte aber, oder die sogenannte Gallerie, meist aus Gassenbrut bestehend, war gradezu der körperlichen Züchtigung unterworfen. Wenig Abende vergingen, wo nicht, wenn der Lärm auf diesem Platze zu toll wurde, der Unternehmer, oft mitten in der erhabensten Periode die er deklamirte, innehielt und ausrief: „Jungen auf der Gallerie, daß Ihr im Augenblicke nur Ruhe haltet, oder ich komme!" Und wirklich hielt er mit diesem „Kommen" bisweilen Wort. Wenn es geschah, so war er gewöhnlich noch weit entfernt, als die gesammte Gallerie schon durch einander, theils lachte, theils wehklagte. Er soll auch wirklich mit dem hänfenen Castigationswerkzeuge in seiner Hand, ganz un-

partheiisch unter Schuldige und Unschuldige hin und her gearbeitet haben. Nach vollbrachtem Werke kehrte er auf die Bühne zurück, die Rede da wieder anzufangen, wo er zuvor stehen geblieben war.

Eines Abends lag er, als König Carl XII. von Schweden, bereits auf dem Paradebette, als er zu allgemeinem Gelächter plötzlich wie vom Stich einer Tarantel wieder empor und in ein durch entsetzliche Flüche verunreinigtes Leben sprang. Eine Thonkugel, oder Erbse aus dem Blaserohr geschossen, hatte ihn, wie sein wuthschäumender Mund manifestirte, aus der Erstarrung des Todes in das Leben zurück galvanisirt. Natürlich war Carl XII. der Mann nicht, diese Schmach auf sich sitzen zu lassen. Der Vorhang fiel und er sprang in den Saal, um den Frevler todt oder lebendig in Empfang zu nehmen, doch der Thäter hatte sich entweder unsichtbar gemacht, oder Mitschuldige, die ihn nicht auslieferten. Denn dem Leben auf eine so ungebührliche Art Wiedergewonnenen blieb sonach nichts übrig, als seinem Ingrimme durch eben so ungebührliche Laute Luft zu machen.

Nächst den köstlichen Genüssen durch die Kurfürstliche Kapelle, theils in der katholischen Hofkirche, theils in der italienischen Oper, trug auch die unter dem Namen des Dilletantenkonzerts seit dem Jahre 1758 bestehende Gesellschaft von Freunden der Tonkunst zur

Beförderung der letztern und Verbreitung des Geschmackes, an ihr wesentlich bei. Eine große Anzahl der Mitglieder der Kappelle gehörte zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft.

Im Jahre 1785 war Dresden in einem hier entstehenden neuen Hause ein Stern aufgegangen, der in der Folge auf die Beförderung von Kunst und Literatur keinen unbedeutenden Einfluß äußerte. Es bestand aus dem von Leipzig zum Rathe in das hiesige Appellationsgericht berufenen Dr. Körner, dessen Gemahlin und deren Schwester. Jeder noch lebende Zeuge der Eigenthümlichkeit dieses Hauses, wird es gewiß in dankbarem Andenken bewahren. Wer von Einheimischen und Fremden einen der Kunst und dem Wissen befreundeten Namen trug, fand ohne alle Schwierigkeit Aufnahme darin. Es war schon durch sich selbst höchst interessant. Sein Vorsteher, ein so kunstsinniger und geschmackvoller, als mannigfach unterrichteter Mann, kam jedem Eingeführten mit unbeschreiblicher Güte entgegen. Seine schöne und höchstinteressante Gattin unterstützte ihn in den Bestrebungen, den Gästen den Aufenthalt darin freundlich zu machen, und Fräulein Stock, ihre Schwester, die als Pastellmalerin einen sehr ehrenvollen Ruf genoß und neben vielen Copieen ausgezeichneter Tableaux der Dresdener Gallerie, auch in Abbildungen nach dem Leben sehr

Gelungenes und Charakteristisches leistete, theilte die Mühe des Ehepaares, ihre zahlreichen Besucher und Besucherinnen geistreich zu unterhalten, wozu ihr eine reiche Quelle von Witz zu Gebote stand. Weit entfernt von großer Pracht und einem übermäßigen Aufwande, gewährten die mit Geschmack eingerichteten Zimmer das gefälligste, lebendigste Musterbild einer so liebevollen als verständigen Gastfreiheit. Durch den glücklichen Takt der erwähnten Hauptpersonen unwillkührlich geleitet, würde es sogar solchen Gästen, die dergleichen nicht in sich selbst trugen, in diesem Hause unmöglich geworden sein, die schöne Linie des Anstands im mindesten zu überschreiten. Wie alle einigermaßen, für Kunst und Wissenschaft empfängliche Fremde nach der Präsäntation im Körnerschen Hause trachteten, so kam darin auch jede nene Erscheinung in ihrem Gebite zur Sprache und den entgegengesetztesten Partheien in Kunst, Literatur und Politik mußten in der feinen Haltung desselben alle heftigen, verletzenden Worte von selbst verloren gehen.

Besonders günstig für das schnelle Gedeihen des neuen Hauses hatte der Umstand eingewirkt, daß Schiller, ein seit Kurzem mit Körner und dessen Verwandten innig befreundeter junger Mann, sogleich beim Entstehen desselben darin einheimisch wurde und in ihm die zwei Jahre über wohnte, welche er in Dres-

den zubrachte. Durch seine Räuber, Kabale und Liebe, den Fiesko und der damals von ihm herausgegebene Zeitschrift Thalia bereits als Dichter zu einem bedeutenden Rufe gelangt, strebte natürlich jeder der für gebildet gelten wollte, nach seiner Bekanntschaft.

In dem benachbarten Dorfe Loschwitz, dessen anmuthige Lage am Elbstrome höchst einladend ist, besaß der Appellationsrath Körner einen Weinberg und dort war es, wo Schiller seinen Don Karlos vollendete. Unzufrieden mit den bereits in der Thalia abgedruckten Scenen desselben, machte er auch in dem fertigen Anfange bedeutende Veränderungen, wie eine Vergleichung jener Scenen mit dem in Leipzig bei Göschen erschienenen, ganzen Drama am besten darthun wird. Das Histörchen, wie Schiller eines Tages im Eifer, den Don Carlos zum Schlusse zu bringen, auf eine kleine Landreise mit seinen Freunden Verzicht leistend, findet, daß alle Speise- und Trankvorräthe in dem vereinsamten Weinbergshause seiner Sommerwohnung, aus Versehen verschlossen sind, ist zu hübsch, um es unerwähnt zu lassen. Sein Verdruß über die unangenehme Entbehrung der Nahrungsbedürfnisse, noch vermehrt durch das Geplätscher der unter seinem Fenster mit Reinigung der Wäsche beschäf-

tigten Weiber, entladet sich in einem Gedichte, das unter anderm folgende Verse enthält:

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

Ich eile durch die Gallerie
Mit schnellem Schritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Schon ruft das schöne Weib Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle,
Was hör' ich — einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

Während seines Aufenthalts in Dresden beschäftigte außerdem Schiller hauptsächlich die Ausarbeitung seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung, geschichtliche Studien, das nicht zur Vollendung gekommene Schauspiel: der Menschenfeind, und der Geisterseher, den er bekanntlich ebenfalls nicht zum Schlusse brachte.

Die beiden Gedichte Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation, wovon das erste im ersten Theile von Schillers Werken unter dem Titel der Kampf abgeändert und sehr verkürzt sich befindet und mit dem Verluste seines leidenschaftlichen Tobens die

früher ihm eigene Lebendigkeit ganz einbüßte, sollen ebenfalls hier entstanden sein. Zu dem Gedichte Freigeisterei der Leidenschaft soll eine Redoutenbekanntschaft, ein sehr schönes Fräulein von A. Anlaß gegeben haben, welches Schiller nachher bei der von ihm sehr hochgeschätzten Schauspielerin, Sophie Albrecht, wiedergefunden hatte. Erst wiederholte, kräftige Vorstellungen seiner Freunde gehörten dazu, ihm von der heftigen Leidenschaft für eine Person zurückzubringen, die in keiner Hinsicht zur dauernden Verbindung mit ihm sich geeignet haben würde.

Mit ganzer Seele pflegte sich Schiller im Sommer der höchst lieblichen Umgebung seiner Wohnung in Loschwitz zu überlassen, bald die buschigen Partheieen, die im Thale anziehend hingelagert und mit einfachen Häusern und ländlicher Bevölkerung ausgeschmückt, an vielen Stellen aus dem frischen Schattengrunde zu den abwechselnd mit Wein und Nadelholz bewachsenen sonnigen Anhöhen hinaufklimmen, durchstreifend, bald sich auf einsamen Kahne den schwankenden Bewegungen des Elbstroms überlassend. Das letztere gehörte zu Schillers Lieblingsgenüssen und seine Freude an einem freundlichen Naturspiele dieser Art wurde um Vieles erhöht, wenn der heitere Himmel mit Gewitterwolken sich verhüllt hatte, der Donner mächtig über ihm rollte, die Blitze sein Haupt umflo-

gen und der Fluß hochaufbrausend und schäumend, das kleine Fahrzeug, in dem er auf dem Rücken liegend das Schwarz der Wetterwolke freudig anstarrte, gleich einem Balle hin und her warf. Eine heitere Reminiscenz an seinen anmuthigen Aufenthalt auf dem Elbufer zu Loschwitz ist unter anderm die Erwähnung der „Gustel von Blasewitz" in Wallensteins Lager. Unter diesem Namen war nämlich die hübsche Gastwirthstochter, das seiner Wohnung grade über auf dem jenseitigen Ufer recht einladend gelegenen Dörfchens Blasewitz in der Gegend bekannt. Es heirathete das artige Mädchen späterhin ein angesehener und sehr geachteter Mann in Dresden, wo sie noch jetzt, als hochbejahrte Wittwe, sich aufhält.

Leider, vergönnte sich Schiller offenbar zu wenig Schlaf. Erst wenn die Sonne längst hinunter war, pflegte er seine eigentlichen Studien und dichterischen Arbeiten zu beginnen und sie nicht selten bis gegen Tagesanbruch fortzusetzen. Am Tage aber nahmen Natur und Geselligkeit ihn häufig zu sehr in Anspruch, um das Bedürfniß körperlicher und geistiger Ruhe gehörig zu berücksichtigen. Ohne Zweifel legte er hierdurch den Keim zu seinen künftigen körperlichen Leiden und dem gewiß von jedem Freunde des Schönen und Erhabenen in der Poesie auf das innigste beklagten, frühzeitigen Tode. Wer weiß, ob Schillers Ansicht von den

Bewohnern des Königreichs Sachsen, welche in seiner von Frau von Wollzogen verfaßten Lebensgeschichte mehre seiner Briefe darlegen, nicht großentheils die düstere Färbung von der hier begonnenen unglücklichen Kränklichkeit erhalten hat.

In einem dieser Briefe (Th. I. S. 335.) sagt er in Beziehung auf seinen Freund Körner: „Er ist dort — nämlich in Dresden — in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten."

In einem andern Briefe (Th, I. S. 380) heißt es dann wieder, bei Erwähnung des Umstandes, daß Körner an den preußischen Gesandten Grafen Geßler, sich sehr genau angeschlossen; „An Menschen von Sinn, Kopf und Herzen ist in Dresden ein solcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund festzuhalten sucht."

Zum Theil hat wohl auch zu diesem harten Urtheile der damals, wie schon angedeutet wurde, noch sehr unvollkommene Zustand der socialen Bildung, ihm Veranlassung gegeben. Neuerlich wo, Dank sei dafür unter anderm auch dem Körnerschen Hause! Wissenschaft und Kunst in Dresden sich nicht mehr, wie früher, als Einsiedler einzig auf ihre Klausen beschränken, sondern durch ihre schönen Reflexe das gesellige Leben der Gebildeten in gleicher Weise, wie ir-

gendwo anders, veredelt haben, würde Schiller schwerlich anstehen diesen Ausspruch ganz oder zum Theil zurückzunehmen.

Desto freudiger wird Jeder, welcher Körner kannte, dem brieflichen Urtheile Schillers über ihn im 1. Theile seines Lebens von Frau von Wollzogen, S. 332, völlig beistimmen, wo er sich also ausspricht:

„Es ist mir gar lieb, zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm erwärmen und er scheint jetzt auch einer wohlthätigen Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich verlassen kann. Und dies ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Grade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und den Nebenmenschen Nichts vergeben."

„Freier, als er, von Anmaaßung ist Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm diese so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben.“

Leider, waren meine Verhältnisse jener Periode noch zu wenig geeignet, mich um die Bekanntschaft mit dem Körnerschen Hause zu bewerben, dessen musterhafter Ton nicht fehlen konnte, auch auf andere Familien die erwünschtesten Folgen zu äußern.

Der Gedanke, meine durch die gebieterischen Umstände in früherer Zeit unterlassene geistige Ausbildung auf der Akademie, doch noch zu bewirken, war indessen nie gänzlich von mir gewichen. Zu Anfange des letzten Lustrums vom achzehnten Jahrhunderte gewann er ein kräftigeres Leben als je zuvor. Aber auch die meinem Wunsche entgegentretenden Hindernisse wurden kräftiger. Meinem, Anfangs mit keinem festen Gehalte verbundenen, Amte war inzwischen ein solcher geworden und ich konnte es deutlich merken, daß, bei aller Geringfügigkeit der dadurch bewirkten ökonomischen Verbesserung, meine Eltern, meine Unzufriedenhtit mit dem damaligen Wirkungskreise kennend, jenen Gehalt doch als ein festeres Band für mich an diesen Kreis betrachteten. Von Seiten meiner Vorgesetzten geschahen mir ebenfalls zuweilen Winke auf die Vortheile

die in meiner nun schon einige Zeit verfolgten Laufbahn zu erwerben sein würden und auf die Unsicherheit meiner Zukunft, wenn ich in bereits vorgerückten Jahren meine bekannt gewordene Absicht, die Studien in Leipzig zu verfolgen, noch wagen wollte, zur Ausführung zu bringen. Zwar hielt mich dieses nicht im mindesten ab, meine wissenschaftlichen Vorbereitungen auf das Universitätsleben, eifriger als zuvor, zu betreiben; gleichwohl aber gab es Augenblicke des Zagens, in denen die Abmahnungen von dem Aufgeben meiner zeitherigen Verhältnisse mir gewichtig genug erschienen Als bemerkenswerth betrachte ich einen, mich immer von Neuem wieder ermuthigenden, Umstand: Mochte mich auch die Möglichkeit eines düstern Ausgangs noch so trübe gestimmt haben, so durfte ich doch nur aus der dumpfen Stubenluft unter das erhabene Sternengewölbe hinauskommen und alle Sorge war mir auf Einmal verschwunden. Das stolze Gefühl, unter Obhut und Schutz des ewigen Geistes zu stehen, dessen Liebe und Größe aus so zahllosen Sonnen herableuchtet, hob mich auf Einmal über alle Bedenken weit hinaus. Die felsenfeste Ueberzeugung, daß sogar im Falle meines Unterganges und Todes, ich von ihm nicht verlassen werden könne, rang jeden Zweifel nieder und noch jetzt blicke ich ganz mit denselben tröstlichen Gefühlen allezeit den nächtlichen Sternenhimmel an, durch-

drungen von der in dem Gedichte, die Künstler, durch den großen Schiller so herrlich ausgesprochenen Wahrheit:

Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Endlich geschah der lange vorbereitete und hauptsächlich aus Besorgniß des Kummers meiner Mutter über mein künftiges Schicksal, immer wieder von mir verschobene Schritt, ich hielt um meine Entlassung mit Hinzufügung des Wunsches an, ausgebildetere Kräfte künftig dem Staatsdienste darbieten zu dürfen. Die wohlwollende Frage des Chefs des damaligen geheimen Finanz-Collegiums, ob ich das Schwierige der Ausführung meines Vorsatzes auch von allen Seiten erwogen habe, erfüllte mich mit Gefühlen der Dankbarkeit, jedoch ohne mich von letzterm abzubringen.

Die größte Sorge machte mir im Voraus das zu vermuthende Erschrecken meiner Mutter bei dem Berichte, was geschehen sei. Allein seit langer Zeit schon, den ernsten Kampf in mir über den nun entschiedenen Punkt kennend und einsehend, daß ich ohne die zeitherige Laufbahn zu verlassen, schwerlich zu innern Frieden gelangen würde, war ihr Schmerz darüber milder, als ich gefürchtet hatte. Sogar meines Stiefvaters

Gelassenheit bei der ihm unwillkommenen Nachricht, deutete darauf, daß ihm die Sache schon geahnt haben mochte. In ökonomischer Hinsicht machte die Veränderung für meine Eltern wenigstens keinen nachtheiligen Unterschied. Meine Bitte ging blos dahin, daß sie mir die zeitherige Unterstützung nur noch während meiner Studien in Leipzig gewähren möchten. Mein Gehalt war so geringe, daß ich, auch wenn ich mein Amt beibehalten, zu meinem Fortkommen eines Zuschusses gar nicht hätte entbehren können. Schwerlich aber würde auf eine wesentliche Verbesserung dieses Gehalts in der Zeit weniger Jahre zu hoffen gewesen sein.

5.

Aufenthalt in Leipzig. — Graf von Langenau. — Gode. — Platner. — Professor Wieland. — Dr. Rau. — Dr. Stockmann. — Dr. Haubold. — Brygangs Museum. — Jean Paul. — Paul Thieriot. — Dr. Lorgk. — Wohnungsmängel. — Neue Wohnung. — Göde's verändertes Verhältniß. — Von Teubern. — Von Blümner. — Von Zedtwitz. — Streckfuß. — Leipziger Bühne. — Iffland. — Betragen der Studirenden. — Unmuth. — Schlittenfahrt. — Motiv zu einer Erzählung. — Literarische Kämpfe. — Englischer Sprachcursus. — Von Zedtwitz Abgang. — Meine Rückkehr nach Dresden.

Die erste Zeit meines Aufenthalts in Leipzig mußte für mich etwas Seltsames haben. Die, mit mir zugleich aufgewachsenen, Dresdener Freunde hatten die Universitätsstadt bereits seit drei bis vier Jahren verlassen und sich in unserer gemeinschaftlichen Geburtsstadt schon großentheils in die Schranken ihres Berufes mit mehr oder weniger Lust gefügt. Was von Studirenden aus Dresden eben in Leipzig sich aufhielt, war mir offenbar zu jung für einen engern Anschluß, obschon ich die Freundlichkeit, mit der man mir entgegenkam, nicht verkennen konnte. Dazu war ich vielleicht unter Allen der einzige, der auf einen besondern Erwerb sich hingewiesen sah, welcher natürlich bei dem Ernste, den ich den juristischen, philosophischen und historischen Collegien widmete, meine Muße un-

gemein beschneiden mußte. Mein Leben gehörte daher weit weniger der Geselligkeit, als der Einsamkeit an. Einen recht großen Trost fand ich bald nach meiner Ankunft in der ehrenden Aufnahme, welche mir der geheime Finanzrath Graf von Langenau wiederfahren ließ. Dieser durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mann war eben in Amtsgeschäften auf der Leipziger Messe und gewährte mir, auf meine Bitte, die Hoffnung, mich künftig nach meiner Heimkehr in schützendem Andenken zu behalten.

Als einen wahrhaften Glücksfund hatte ich einen jungen Dresdner zu betrachten, mit dem ich kurze Zeit vor meiner Abreise nach Leipzig bekannt geworden. Es war dies der späterhin durch sein schönes Werk: England, Wales und Irland rühmlichst bekannte Göde. Nach höchst ehrenvoll vollendeten akademischen Studien, als Baccalaureus der Rechte in Leipzig geblieben, bekleidete er Anfangs eine Hofmeisterstelle im Hause des Oberhofgerichtsraths Green. Obgleich eher klein als groß von Natur, war doch schon sein Aeußeres, hauptsächlich durch eine seltene Jugendfrische, und ein Paar große, dunkle, geistvolle Augen, überaus anziehend. Mit Talent und Kenntnissen reichlich versehen, und ausgeschmückt durch das treueste, edelste Herz, vereinte sich Alles, den auch durch den ausdauerndsten Fleiß und die größte Ordnung in sei-

ner Lebensweise, Jedermann Empfohlenen, eine lange glänzende Laufbahn zu verheißen. Mit dem freundlichsten Zuvorkommen gab mir dieser, wie in den Wissenschaften, so auch in den Einrichtungen und Gewohnheiten des Ortes vollkommen Unterrichtete, gewöhnlich den besten Rath. Unter allen akademischen Lehrern, deren Hörsäle ich besuchte, zog mich vorzüglich Ernst Platner an, bei dem ich Logik, Antropologie und Aesthetik hörte. Obschon er bereits in weit vorgerücktem Alter stand, glänzte doch sein Vortrag durch besondere Kraft und eine recht anziehende Eigenthümlichkeit. Wer auch vielleicht zuweilen mit dem Gange und dem Ganzen der Vorlesungen sich nicht recht einverstehen konnte, der mußte wenigstens seiner Rednergabe Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich bin überzeugt, daß er — eigentlich in der medizinischen Fakultät zu Hause — in den ästhetischen Vorträgen durch die frische Blüte seines darstellenden Geistes mehr Erfreuliches auf sein zahlreiches Auditorium gewirkt, als Andere, deren minder laxe Systeme mit den Ansichten der damaligen, oder der jetzigen Zeit, in größerm Einklange stehen. Ohne Zweifel hat er vor allen andern ausgezeichneten Lehrern Leipzigs eingewirkt, dieser Universität Zöglinge des zum Theil weit entfernten Auslands herbeizuziehen. Welcher seiner Zuhörer könnte wohl den hohen Eifer, die wahrhafte

Begeisterung vergessen, mit denen der seltene Mann, in den meisten seiner Collegien, besonders aber in den Vorlesungen über Logik, seinen Schülern einzuprägen suchte, daß das hauptsächlichste Nachdenken der Edleren „dem großen Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins" zugekehrt sein müsse. Von den jungen Ausländern vornehmen Standes war schwerlich einer in Leipzig, der es unterlassen hätte, seinen Hörsaal fortdauernd zu besuchen. Auch der berühmte Schelling, dessen kräftige Gestalt und geistvoller Blick ihm eine ruhmvolle Zukunft bereits zu verkünden schien, fand sich damals, wenn ich nicht ganz irre, als Führer der Grafen von Löwenstein in diesem Hörsaale mit ein.

Platner gehörte zu denjenigen Lehrern, welche weniger durch eine imponirende, persönliche Erscheinung (obschon auch diese ihm nicht abging) als durch den Zauber des Wortes, sich der Achtung, sogar der rohesten Zuhörer, zu versichern wissen. Vermöge seiner höhern Natur wenig passend zu dem damals in Leipzig überaus gewöhnlichen Handeln vieler, auch nicht eben hülfsbedürftiger, Studirenden mit den Professoren um das Honorar, schlug er einen ganz andern Modus ein, dieser Gewohnheit sich zu entziehen. Ein gewisser Schubert, sein vieljähriger Famulus, ein bejahrter, langer, dünner, ausgetrockneter Mann, war bei solchen ökonomisch-merkantilischen Exercitien besser

in seiner Sphäre. Hofrath Platner, Willens, über einen Gegenstand zu lesen, eröffnete das gewöhnlich dem Famulus mit der Bemerkung der Summe, die er im Ganzen dafür verlangte. Schubert zahlte solche ihm aus und machte dann, beim Einziehen der einzelnen Honorare von den Studenten, immer noch einen bedeutenden Ueberschuß, obschon die Zuhörer größtentheils Alles versuchten, um so wohlfeil als möglich davon zu kommen. So leicht wand sich aber gewiß keiner ohne Zahlung durch. Schubert war der unermüdlichste Mahner und Verfolger aller seiner Schuldner. Es kursirten auch allerlei lustige Anekdoten auf seine Rechnung. Wer sich für ein Collegium aufgeschrieben hatte, der mußte schlechterdings zahlen, auch wenn er an der Theilnahme nachher ganz verhindert war. Den Beweis dafür habe ich an mir selbst erlebt. Gesonnen die Anthropologie bei Platner zum zweiten Male zu hören, hatte ich mich dazu aufgezeichnet, es fehlte mir jedoch an Zeit, ihr beizuwohnen. Da ich übrigens nicht gemahnt wurde, so glaubte ich, Schubert habe dieses berücksichtigt und enthalte sich der Forderung an mich. Sieben Jahre nach meinem Abgange von Leipzig aber bin ich dort zur Zeit der Messe, da kommt plötzlich ein Mann auf mich zu, die größte Freude über mein Wiedersehen ausdrückend. Kein anderer Mensch, als Schubert! Höflichst errinnert er

mich an das rückständige Honorar. Meine Vorstellung, das Collegium nicht gehört zu haben, ist völlig nutzlos! Er hält sich an meinem aufgeschrieben Namen und wird immer lauter. Es bleibt, um Aufsehen zu vermeiden, nichts übrig, als ihn in das nächste Haus zu ziehen und dort seiner Forderung Gnüge zu leisten.

Ohne allen Zweifel würde Platner eine besondere Auszeichnung von Seiten des Staats wiederfahren sein, hätte es nicht vielleicht irgend eine Veranlassung gegeben, damit noch wenigstens einige Zeit, anzustehen. Des so mannichfachen Guten, das er während seines langen Lehramts gestiftet, sich bewußt, glaubte er aber bei Stiftung des Verdienstordens auf das Festeste daran, daß ihm solcher nicht fehlen könne. Da wurde einem andern, unbezweifelt ebenfalls hochverdienten Leipziger Professor, dieser Orden zu Theil. Platner, eben von schwerer Krankheit heftig angegriffen, hört dieses und ganz außer sich darüber, ordnet er eine Reklamation des Ordens bei dem Empfänger an, weil es nicht anders möglich sei, als daß das ihm zugedacht gewesene Ehrenzeichen am unrechten Orte abgegeben worden.

Wohl über zwanzig Jahre nach der Zeit, wo ich vor Platners Katheder gesessen, war es, daß dieses sich ereignete. Aber noch schnitt mir die Kunde davon tief in's Herz. Trotz den vielen Lehren ächter, Eitel-

keiten aller Art verachtender, Weisheit, die von Platners Lippen so überzeugend flossen, konnte sich der wackere Mann doch nicht von der Vorliebe für manchen blendenden Schimmer losmachen. Mich im Geiste ganz in seine grausame Verletzung durch diese getäuschte Erwartung versetzend, flossen meine Augen vor dem Bilde des tiefen Unglücks, in dem die Phantasie den alten verdienten Lehrer mir darstellte, von Thränen des innigsten Mitgefühls über.

Einem andern, wegen seiner Kenntnisse und übrigen lobenswerthen Eigenschaften auch recht würdigen und beliebten Lehrer wollte es in Hinsicht der Autorität keinesweges gelingen wie dem Hofrath Platner. Es war dieß der Professor der Geschichte Wieland. Während bei Platner, mit dessen Eintreten in den Hörsaal Alles in die tiefste Stelle versank, welche die ganze Vorlesung über anzuhalten pflegte, war Wielands zahlreiches Auditorium häufig ein recht unruhiges. Die Gediegenheit seines Vortrags reichte nicht aus, den Anstoß zu heben, den die jungen Leute an den, diesem Lehrer eigenthümlichen Sonderbarkeiten, nahmen. Schon, daß er gewöhnlich erst in der Hälfte der Stunde erschien und dann beim Schließen derselben weit in die folgende Stunde übergriff, erregte häufig Mißvergnügen und zwar grade unter dem bessern Theile seiner Zuhörer, welcher dadurch von andern

Kollegien, die sie nachher hörten, der Anfang verloren ging. Oft ließ sich von den, in der Nähe des Lehrers Sitzenden, ganz laut die Frage vernehmen: ob es denn noch nicht geschlagen habe? Schon Wielands Eintritt in den Hörsaal pflegte sich durch eine Merkwürdigkeit auszuzeichnen. Statt eines Katheders diente dort ein hohes, von innen mit hölzernen Stufen versehenes Notenpult, das sich dicht an einer Thüre befand, welche in eins seiner Wohnzimmer führte. Aus dieser Thüre heraustretend, stand der Professor, nachdem er sie wieder zugeschlagen, in der Regel eine Zeitlang in einen der Winkel gedrückt und fing seine Vorlesung so leise an, daß auch das schärfste Ohr zuweilen nicht im Stande war, die Worte im Zusammenhange aufzufassen, während seine Person dem Auge der meisten Zuhörer durch das Notenpult entzogen wurde. Von dieser leisen Methode ging er jedoch bald wieder ab, ja nicht selten pflegte er sogar plötzlich bis zur obersten Stufe sich hinaufschwingend, auch seine Stimme auf Einmal mit einer solchen Kraft ertönen zu lassen, daß, dessen noch nicht gewohnte, Zuhörer darüber wohl erschrecken konnten. Wenn zuweilen an einem der Tische des geräumigen Lokals ein mehr als gewöhnlicher Rumor seinen Verdruß erregte, zog er sich, gleichsam zur Strafe, wieder in den verlassenen Thürwinkel zurück oder stimmte wenigstens von Neuem einen

so leisen Ton an, so daß die zahlreichen Nachschreiber seiner wohlgeordneten Vorträge darüber eine unverkennbare Verzweiflung erfaßte. Seine Sprache hatte manches ungewöhnliche Wort. So fällt mir eben der Ausdruck „Errungenschaft" ein, den er häufig statt des Wortes Eroberung gebrauchte und seine Zuhörer bedienten sich gar manches Mal des Namens Errungenschaft im Scherze, wenn sie einander etwas weggenommen hatten.

Bei alledem aber genoß doch der wackere Lehrer hauptsächlich auch durch seine, diese kleinen Eigenheiten gänzlich in Vergessenheit bringende, wohlwollende Gesinnung gegen die Schüler, im Wesentlichen vieler Achtung und Liebe. Man wußte, daß er's mit Dank erkannte, wenn man die Einladung, ihn zuweilen, Abends zu besuchen, berücksigtigte und so fand er sich oft umgeben von einem Theile seines Auditoriums, obschon die große Frugalität der Bewirthung, die, wenn ich nicht irre, selten in etwas weiter, als in einem Glase Wasser und Tabakspfeifen bestand, ebenfalls Niemandem verborgen war.

Noch weniger kathederartig als Wielands Rednerbühne, war der Platz, von dem der Domherr und Professor Dr. Rau seine Lehrsätze vortrug. Es war ein ganz gewöhnlicher Stuhl, auf dem er mit übereinander geschlagenen Beinen an einem kleinen

Tische zu sitzen pflegte. Die thronähnliche Absonderung durch einen Katheder machte bei ihm der republikanischen Vermischung und Gleichheit im Aeußern völlig Platz. Auch waren es weniger Vorträge, was er hielt, als vertrauliche Mittheilungen, besonders bei der gemeiniglich vorausgeschickten Literargeschichte, die er mit komischen Anekdoten und einem Witze zu würzen sucht, welche häufig gar sehr zum Cynismus überneigten. Vorzüglich war letzteres gewöhnlich der Fall mit den erläuternden Beispielen. So erinnern sich gewiß noch Manche, die das Lehnrecht bei ihm hörten, das von aller Grazie entblößten Exempels, wodurch er die Rechte des Feudum pignoraticium zu verdeutlichen strebte. Es gab Zuhörer, die als sorgfältige Nachschreiber des Collegiums erschienen, da doch eben die von Rau angebrachten Witze und Späße allein der Gegenstand ihrer Notizen waren. Auf keiner erhöheten Stelle sich befindend, scheute der Domherr Rau sich auch nicht, zuweilen in das um ihn her geschäftige Treiben der Commilitonen persönlich einzugreifen. Als ich das Lehrrecht bei ihm hörte, kam eines Tages ein Zuhörer, wie die Vorlesung schon begonnen hatte. Die Thüre hatte das Eigenthümliche, daß ihr Riegel bloß dann leicht im Schlosse blieb, wenn man sie an einem in ihrer Mitte befindlichen Griffe heranzog. Der Eingetretene, dem dieses unbe-

kannt war, konnte daher nicht mit ihr zu Stande kommen. Rau solches bemerkend, ruft mitten im Vortrage nach der Thüre hin: In der Mitte! Nicht verstanden von dem jungen Manne, wiederholt er das Wort. Und als auch das nicht fruchten will, legt er sein Lehrbuch auf den Tisch, eilt selbst nach der Thüre und sagt, solche am Griffe erfassend und in das Schloß drückend: „Erlauben Sie, hier ist die Mitte!" Obgleich aber der zuweilen allzupopuläre Ton diesen Docenten sich zu einem Amalgama mit seinen Zuhörern recht wohl eignete, so lehnte sich doch sein Kostüm desto schreiender dagegen auf. Es war nämlich um gute dreißig Jahre hinter der Mode zurückgeblieben. Dieser an sich schon auffallende Umstand, der hauptsächlich durch kurze, nur bis an die Knie reichende Beinkleider, weißseidne Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, einen langen Stock, steif zusammen gekleistertes und mit dickem, weißen Mehl überstäubtes Haar, welches auf dem Rücken in einem Haarbeutel sich verlor, hervorstach, wurde noch mehr von der korpulenten Statur und dem braunen, runden, fetten Gesichte, nebst einem Paar sehr respektabler Waden herausgehoben. Die Dekoration der Domherrnwürde trug er in der Regel auf dunkelfarbigem Rocke. Er gehörte zu den sogenannten Originalen. Der Domherr Rau! erscholl es gewöhnlich ziemlich laut, wenn er in der Straße oder

auf der Promenade um die Stadt sich zeigte, wo er zu gewissen Stunden ein gewöhnlicher, stehender, oder vielmehr gehender Artikel war. Uebrigens wurde diese lebendige Antiquität durch ein Paar dunkle freundliche Augen beseelt, die außer einem unverkennbaren Behagen und einer guten Portion Schalkheit, auch die Gutmüthigkeit ausdrückten, welche man ihm nachrühmte.

Wie schon erwähnt, hörte ich das Lehnrecht bei ihm. Unter seinen Zuhörern befand sich auch ein Graf. Bei Eröffnung jeder Vorlesung sah Dr. Rau zuvor sich um, ob dieser anwesend sei und wenn es der Fall war, begann er allezeit wie stereotypisch: Hochgeborener Reichsgraf, Hochzuverehrende Herren! Im jure Feudali sind wir in der letzten Stunde bei dem und dem Paragraphen stehen geblieben. Hatte dagegen der Graf sich die Freiheit genommen, einen Feiertag zu halten, so bewendete es natürlich bei den hochzuverehrenden Herren allein.

Schon bei des Domherrn Leben erzählte man sich eine Menge komischer Anekdoten von ihm und erst vor wenigen Jahren, also lange nach seinem Tode, ist eine Sammlung davon herausgekommen. Sie soll manches recht Pikante enthalten, aber auch zum Theil die nöthigen Rücksichten des Anstandes gegen den verdienten akademischen Lehrer sowohl, als gegen das Publikum verletzen. Ein Geschichtchen, von dem man sagt, daß

es nicht darunter sich befindet, das aber, meines Erachtens charakteristisch genug ist, erlaube ich mir mitzutheilen. Rau, nicht selten Abends auf der Petersstraße im Rossischen Italiänerkeller, traf einstmals dort mehre theils Bekannte, theils Fremde. — Wer den Domherrn Rau jemals gesehen, der wird mir zugeben, daß Poesie schwerlich zu seinen Fehlern gehörte, daß vielmehr sein ganzes Wesen den vollständigsten Sinn für eine recht materielle Wirklichkeit aussprach. Kein Wunder daher, wenn die Unterhaltung seiner Nachbarn, die sich einzig um die Dichtkunst und besonders um den wohlthätigen Einfluß derselben auf das Volk drehte, ihn in eine Region führte, in der er, nach eingenommenem Mahle, vor Gähnen nicht zum Worte kommen kann. Endlich schickt man sich zum Gehen an und er folgt den Uebrigen die Treppe hinauf. Kaum oben auf der Straße einige Schritte mit ihnen gegangen, sagt er: meine Herrn, Sie haben so viel Schönes von der Wirkung der Poesie auf das Volk gesprochen. Erlauben Sie, daß ich die Sache einer Prüfung unterwerfe. Somit schreitet er auf eine alte Obstverkäuferin zu und redet sie also an:

Sage mir Du alte Hur'
Welch Zeit ist's an Deiner Uhr?

Man kann denken, daß die Antwort der Alten

sich durchaus nicht in den Gränzen der modernen Civilisation zu halten wußte.

„Da sehen Sie, meine Herren," lachte Rau, „so steht es mit der Wirkung der Poesie auf das Volk!"

In dem Rossischen Keller traf der Domherr Rau häufig mit dem Oberhofgerichtsrathe Dr. Stockmann, einem der damaligen beliebtesten Rechtsdocenten der Akademie zusammen, dessen Unterhaltung ihm angenehm zu sein schien. Ich bemerke hierbei, daß die sehr bekannte Ode:

„Wie sie so sanft ruh'n alle die Seligen,
Zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schleicht," u. s. w.

welche lange Zeit für ein nachgelassenes Werk von Klopstock gegolten, den Doktor Stockmann zum Verfasser hat.

Große Sensation machte eines Tages im juristischen Hörsaale ein Witzwort des letztern bei Gelegenheit einer unter Rau's Vorsitze gehaltenen Disputation: De jure Papiriano seu Papisiano. Nachdem die Gründe dafür, ob man jus Papirianum oder Papisianum zu sagen habe, abgehandelt worden, drückte der Vorsitzende sich darüber so aus, daß es höchst gleichgültig sei, ob der Name Papirius oder Papisius heiße. Dagegen nun erhob sich Stockmann und sprach: „Keinesweges gleichgültig. Wie würde es Dir gefallen,

wenn Jemand von Deinem Namen, Rau, den Buchstaben R nehmen und ein S an die Stelle setzen wollte?"

Einer der angesehensten Hörsäle im Fache der Rechtsgelehrsamkeit, den ich ebenfalls besuchte, war der des Oberhofgerichtsraths Dr. Haubold, eines so wahrhaft humanen, als gelehrten Mannes, dessen frühzeitiger Tod vielleicht die Folge zu großer literarischer und Berufsthätigkeit und Anstrengung gewesen ist.

Der zu meiner akademischen Subsistenz mit erforlichen Erwerb, dessen ich bereits gedachte, bestand in schriftstellerischen Arbeiten, zu denen Leipzig vorzugsweise, vor allen andern deutschen Städten, dem dergleichen Beabsichtigenden die Hand bietet. Als ein gutes Hilfsmittel für literarische Zwecke stellte sich mir das nicht lange zuvor erst errichtete Museum des Buchhändlers Brygang dar. Ob schon meine Geldkräfte äußerst beschränkt waren, stand ich doch nicht an, die 12 Thaler, welche die Theilnahme daran jährlich kostete, darauf zu wenden. So viel ich weiß, war es damals das erste, oder wenigstens das vorzüglichste, Institut dieser Art in Deutschland. Es zeichnete sich zwar keinesweges durch Schmuck und Prunk, wohl aber durch Einfachheit, Geschmack und eine großartige Einrichtung aus. Für den bemerkten Preis stand es dem Theilnehmer frei, früh von acht bis Abends um neun Uhr

von der Anstalt Gebrauch zu machen. Die bedeutendsten Blätter Deutschlands, Frankreichs und Englands in den meisten Fächern des Wissens und der Kunst, lagen dort, so wie sie an das Licht traten, zur Lektüre bereit. Dazu konnte eine hiermit verbundene Bibliothek, ebenfalls sehr ansehnliche, deutsche, französische, englische und italienische wissenschaftliche und belletristische Werke enthaltend, benutzt werden Die vorzüglichsten Männer des hiesigen gelehrten, wie des Handelsstandes waren Mitglieder des Museums, und durchreisende Fremde von Bildung unterließen es selten, der wirklich recht lobenswerthen Anstalt beizutreten, in der man sich auch auf kurze Zeit, sogar auf einen Tag, abonniren konnte. Da Jean Paul sich damals in Leipzig aufhielt, so hatte er ebenfalls nicht versäumt, sich dem Museum anzuschließen. Von der markigen, kraftverkündenden Gestalt, zu der ihn spätere Jahre ausgebildet hatten, war keine Spur an ihm vorhanden. Das frische, warme Gesichtskolorit fehlte noch ganz. Die unverkennbaren Geistesblitze, des bereits berühmten Schriftstellellers sprühten aus blassem, kränklichem Antlitz, und durch das Dünne seines gewöhnlichen halbseidenen Sommerfracks mit bunten Streifen, dessen weite Aermel beim Lesen im Museum ihm oft beinahe bis zum Ellenbogen zurückwichen, wurde das Hagere seiner Statur nur mehr hervorge-

hoben. Aus seinem ganzen Wesen erhellte die vollkommenste Gleichgültigkeit dafür, wie sein Aeußeres erschien. Allerdings konnte er auch fordern, daß bei solch einem innern Gehalte kein Urtheilsfähiger daran Anstoß nähme. Zu seinem nähern Umgange gehörte unter anderm der berühmte, so geniale als gründlich gelehrte, Philolog, Gottfried Herrmann. Mit besonderm Wohlwollen pflegten diese beide das überwiegende junge Talent Pauls Thieriot, des Sohnes eines angesehenen Leipziger Kaufmanns, der, damals im achtzehnten Jahre, schon mit den Sprachen des Alterthums so vertraut war, daß von ihm zwei satirische Werke, eines gegen Johann Heinrich Voß, als Uebersetzer des Homer, und das andere gegen Friedrich Schlegel gedruckt erschienen und bei aller gemißbilligten, jugendlichen Voreil, doch zugleich als Zeugnisse einer so frühzeitigen als seltenen Erudition, ungemeine Sensation, hauptsächlich bei den gelehrten Freunden des Jünglings erregten. Merkwürdig ist, daß Paul Thieriot bei seinen so ernsten philologischen Studien sich eigentlich der Tonkunst gewidmet und besonders auf der Violine eine hinreißende Virtuosität erreicht hatte. Im Rosenthale und auf andern einsamen Pfaden der Umgebung Leipzigs kamen häufig aus dem Waldgrün frische, kräftige Geigenklänge dem Lustwandelnden entgegen, die von

seiner Kunst herrührten, welcher er sich am liebsten in stillen Schattenplätzen mit ganzer Seele hingab. In dem Buche: Wahrheit aus Jean Pauls Leben finden sich Briefe des letztern an ihn aus neuerer Zeit, wo sein Aufenthalt in der Schweiz gewesen.

Der großen Mehrheit der Theilnehmer an Brygangs Museum lag es allerdings vorzüglich an den politischen Blättern, von denen auch eine außerordentliche Anzahl sich vorfand. Für die Farben und Nüanzen aller Partheien war, besonders, was Frankreich und England betraf, mit bedeutendem Kostenaufwande hierin gesorgt. An starken Posttagen fand man daher das Museum gar häufig ungemein übervölkert und die Neuigkeitsjäger lauerten mit wahrhaftem Heißhunger auf das Vakantwerden der angekommenen Zeitungen. Einige Leser pflegten in der Regel sich vor Ankunft der Post einzustellen und wie der Falke auf seine Beute, auf den Commis loszuschießen, der, die neuen Blätter unter dem Arme, hereineilte, um sie, nachdem solche in das offen daliegende Register eingetragen worden, wenn nicht Einsprüche von andern Competenten geschahen, sogleich insgesammt in Empfang zu nehmen. Zu diesen gehörte besonders der bekannte, juristische, statistische, ökonomische und politische Schriftsteller Dr. Bergk. Ob er schon in der Regel auf die ganze Masse mit seinem Ellenbogen feier-

lichst Beschlag legte, so ließ man sich solches doch gern gefallen. Man wußte sogleich, wo sämmtliche Neuigkeiten zu suchen waren und bat sich von ihm das Blatt aus, welches man wünschte. Der artige Mann befriedigte nicht nur sogleich das Verlangen mit der Bitte um Zurückgabe, sondern er war auch immer bereit zu Mittheilung der Notizen, um die er ersucht wurde. Da er, vermöge seines trefflichen Gedächtnisses und seines Fleißes im schriftlichen Notiren des aufgefundenen Merkwürdigen für ein vollständiges lebendes Repertorium der interessantesten Neuigkeiten gelten konnte, so ließ sich seine vorübergehende Beschlagnahme keinesweges als nachtheilig, sondern viel eher als Gewinn betrachten. Nach einer langen Reihe von Jahren, redete dieser sehr fleißige, unter anderm auch als deutscher Bearbeiter von Beccaria's criminalistischem Werke, bekannte Literator mich eines Abends bei Gelegenheit einer zu Ehren Napoleons gehaltenen Illumination in Dresden mitten im Getümmel der Straße an und klagte, daß er, verfolgt von französischer Polizei, sich so eben auf der Flucht befinde. Ohne Zweifel hatte hauptsächlich sein mit großem Beifall aufgenommenes Werk: Napoleon und das französische Volk zu dieser Verfolgung Anlaß gegeben. Nach dem Jahre 1830 besuchte ich ihn in Leipzig und da er mir noch recht thätig und rüstig

erschien, überraschte mich die wenig Jahre darauf durch die Zeitung verbreitete Nachricht von seinem Tode ungemein.

Das Bryngangsche Museum, dieses an sich um die allgemeine Bildung so verdienstliche Werk, bewährte seinen fortdauernden Nutzen besonders auch durch die dabei beobachtete große Ordnung, welche man hauptsächlich, dem Magister Herrmann, Associé des Buchhändlers Brygang, zu verdanken hatte. Jedes Blatt, das dasein sollte und fehlte, veranlaßte allezeit eine wahrhaft inquisitorische Untersuchung und kam es heraus, daß ein Mitglied es zu sich genommen ohne die Sache anzuzeigen, so wurde solches bedeutet, daß im Wiederholungsfalle dieses Ungebührnisses, seine Exklusion zu Erhaltung des Ganzen, nothwendig erfolgen müsse. Um so befremdender war daher auch der Umstand, daß eines Tages sämmtliche mit der Post angelangten Zeitungen verschwunden sein sollten. Alle Nachforschungen vergebens. Die vermißten Blätter fanden sich indessen am folgenden Tage wieder, aber nur allzubald wiederholte sich die verdrießliche Begebenheit. Einmal gelang es jedoch der heiligen Inquisition, einen studirenden jungen Ausländer als den Thäter auszuspüren. Auch seine vornehme Herkunft kann ihm, unter diesen Umständen die Androhung des Ausschlusses nicht ersparen. Und schon soll acht Tage

später diese Strafe an ihm vollstreckt werden. Denn die grade zur Mittagszeit angekommenen Zeitungen haben im Museum so eben keinen Leser als ihn gefunden und nachdem er hinweggeeilt, ist von allen kein Blatt mehr vorhanden. Bei der Sendung in seine Wohnung erfährt man, daß er verreist sei. Die Zeitungen scheinen mit ihm auf Reisen gegangen, denn es findet sich keine Spur von ihnen in seinem Quartier vor. Man kann sich den heißen Angriff vorstellen, der den jungen Mann empfängt, als er acht Tage später zurückgekehrt, wieder in's Museum tritt. Vergebens schwört er, daß er keinen Buchstaben mitgenommen. Die Erbitterung steigt von beiden Seiten bis er sich auf die Umstände besinnt. Die Zeitungen am Fenster vor sich habend, erblickt er unten auf der Straße einen Bekannten. Er eilt hinunter zu ihm, mit dem Vorsatze, nach ein Paar Worten, die er ihm zu sagen denkt, zurückzukehren. Um aber die Blätter desto gewisser wieder zu finden, hebt er eins der an der Wand hängenden Oelgemälde auf und verbirgt solche dahinter. Sein Vorhaben der Rückkehr scheitert jedoch an dem Vorschlage seines Freundes zu einer Reise mit ihm und der Gedanke an die hinter dem Bilde steckenden Zeitungen wird ihm erst durch den Ungestüm der Beschuldigung, die ihm empfing, ins Gedächtniß gebracht.

Während meines Aufenthalts in Leipzig blieb ich fortdauernd Mitglied des Museums. Gegen das Ende dieser Zeit schien allerdings schon der Eifer der Unternehmer in Anschaffung aller neuen deutschen Journale etwas nachlassen zu wollen. Die Schuld ist nicht diesen Unternehmern, sondern dem Unternehmen beizumessen, daß für den dazu erforderten großen Aufwand offenbar zu wenig Gewinn abwarf. Später verminderte sich das Interesse an dem Institute und daher auch die Vollkommenheit des letztern immer bemerkbarer, bis es zuletzt an einer völligen Entkräftung einschlief. Ob die, seitdem in Leipzig entstandenen ähnlichen Anstalten sich mit der Brygang-Herrmannschen in deren Blütenzeit, messen können, ist mir nicht bekannt geworden.

Das Schlafgemach meiner ersten Wohnung im dritten Stockwerke in der Petersstraße diente mir auch zum Arbeiten. Zwar hatte ich noch daneben eine geräumige Wohnstube von zwei Fenstern. Allein mein Wirth, ein bejahrter Zahnarzt, mußte sich den Durchgang durch dieselbe in ein anstoßendes, nur durch eine Tapetenwand von ihr geschiedenes Cabinet ausbedingen. Schon dieses Durchgehen an sich war eine um so öftere Störung, da er ziemlich viel Patienten und jenes Cabinet zum Orte seiner dentistischen Operationen erkoren hatte, von deren Schmerzen mir die dünne

Wand keinen Laut ersparte. Ein zweites Ungemach in dieser Wohnung war die sehr starke Einquartirung von braunen Insekten, die hauptsächlich hinter Bilderrahmen und den Bettstellen am Tage schlafend, bei Nacht ausmarschirten, um die Schlafenden auf sehr unangenehme Weise aufzuwecken. In heißen Sommernächten pflegten daher auch der Zahnarzt und seine Frau ihre Betten aus den Bettstellen herauszunehmen und sich mitten in ihrer Wohnstube auf den Dielen ein Lager machen zu lassen, um nur etwas weniger von den zudringlichen Gästen gemißhandelt zu werden. Gründe genug, mich nach einer andern Wohnung umzusehen. Und eine recht freundliche im neuen Hinterhause des rothen Collegiums mit der Aussicht auf den Teich zwischen dem grimmaischen und hallischen Thore, bot sich mir an. Zugleich bewies mir das Glück seine besondere Gunst dadurch, daß Göde sich entschloß ebenfalls dahin zu ziehen und so mein Nachbar zu werden. Gesonnen nämlich, die akademische Laufbahn für sein ganzes Leben einzuschlagen, hatte er seine zeitherige Hofmeisterstelle aufgegeben, um die Wünsche vieler junger Studirenden zu erfüllen und als Privatdocent Vorlesungen zu halten. Nicht leicht wird Jemand ihn an Fähigkeit zu dem neuen Berufe übertreffen. Der strenge Ernst, mit welchem der gründlich gelehrte Mann, dem zum Vortrage gewählten Gegen-

stande jederzeit seine Studien widmete, der Anstand in seiner ganzen einnehmenden Gestalt, ein mit gründlicher Rhetorik und einer besondern Anmuth der Sprache schön zusammen gehaltener Gedankenreichthum, von sichtbarer Wärme des Herzens und einem wohltönenden Organe unterstützt, das alles konnte den beabsichtigten Zweck gewiß nur bei wenigen Zuhörern verfehlen. Die meisten hingen auch mit ganz besonderer Vorliebe an einem Lehrer, der zugleich die Rechtlichkeit selbst war und überhaupt in moralischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließ. Dabei lag die größte Bescheidenheit in seinem ganzen Wesen und eine an das Jungfräuliche gränzende Zartheit, vor welche, ohne daß es erst einer Äußerung seiner Seits bedurft hätte, alles Gemeine und Rohe von selbst aus seinem Gesichtskreise zurückwich. Sein näherer Umgang beschränkte sich daher auch nur auf die ausgezeichnetsten der Studirenden. Sehr viele darunter nahmen bei ihm Stunden für die Vorbereitung zum Examen. Ein sorgfältigerer und gewissenhafterer Repentent würde schwer zu finden gewesen sein. Es ging so weit, daß wenn einer dieser Herren, Göde's Meinung nach, in seinem Fleiße nicht hinreichende Anstrengung bewies, der Lehrer manche schlaflose Nacht darüber hatte, und bei der nachherigen Prüfung vermuthlich weit größere Angst empfand, als der zu Prüfende selbst. Gleichwohl ist mir kein Bei-

spiel bekannnt, wo seine Besorgnisse dieser Art sich nicht als ganz grundlos erwiesen hätten. Denn die erste Censur, der durch ihn Vorbereiteten, krönte gewöhnlich die rastlosen Mühen des würdigen Decenten. Das canonische Recht und das Naturrecht waren die hauptsächlichsten Collegia, welche Göde vor einem verhältnißmäßig recht ansehnlichen Zuhörerkreise las. Zu seinen besondern Gönnern und Freunden gehörte unter andern Gottfried Herrmann, der, seitdem berühmt gewordene Rechtsgelehrte von Savigny und besonders auch unter den auswärtigen, der damals in Merseburg die Stiftscanzlerstelle bekleidende, nachherige Staatsminister von Werthern. Wenn dieser nach Leipzig, oft sogar nur auf wenige Stunden kam, versäumte er beinahe niemals seinen Freund Göde aufzusuchen, der auch die Freundschaft des ausgezeichneten Mannes mit Innigkeit erwiederte. Eine wechselseitige, besondere Vorliebe that sich zwischen Göde dem in Leipzig studirenden, kenntnißreichen von Teubern, welcher vor einigen Jahren als Präsident des Appellationsgerichts in Dresden starb und der Besitzer Frohburgs von Blümner kund. Außerdem bildete sich zwischen ihm und mehren jungen Engländern, die von ihm ebenfalls Unterricht, besonders in der deutschen Sprache, erhielten, ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Die mir unter diesen den Namen nach bekannt worden,

hießen Musgrave und Hunter. Zu der ungemeinen Verehrung Göde's für ihr Geburtsland gesellte sich noch seine Achtung vor ihren persönlichen Eigenschaften. Musgrave war schon lange wieder nach England zurück, als bei Erwähnung seines Namens, jederzeit die innigste Rührung Göde's Auge erfüllte. Im Ganzen war sein Leben ein freudiges Opfer, welches er den Wissenschaften brachte. Es konnte nicht fehlen, daß ein für alles Hohe so empfänglicher Sinn, wie der seinige, auch vom reinsten Feuer der Dichtkunst durchdrungen war und daß er, vermöge seiner, hauptsächlich nach dem Erhabenen hingerichteten, Seele den großen Schiller allen lebenden Dichtern weit voran setzte. Dies gab nicht selten zu einigen freundlichen Dispüt Veranlassung, weil Göde in dieser einseitigen Richtung befangen, das Verständniß über Göthe, nicht hinreichend hatte auffassen können.

Es waren überaus freundliche Jahre, die ich in der Wohnung des rothen Collegiums verlebte und der liebe, tägliche Umgang mit Göde trug recht wesentlich zu meiner Zufriedenheit bei. Schon die Nothwendigkeit, meine Ausgaben möglichst zu beschränken, wies mich auf die fernere Beibehaltung meiner einsamen Lebensweise hin. Je mehr ich mich an die, Anfangs mir weniger zusagende, flache Gegend gewöhnte, desto mehr vervielfältigten sich auch mir die Annehmlichkeiten in

ihr, und ich fand in ihren mit zahlreichen, schönen Laubholzgruppen durchschnittenen üppigen Wiesen, in den durch Ordnung und Nettigkeit sich besonders auszeichnenden, benachbarten Dörfern, gar manches ergötzliche Plätzchen, das in meinem Gedächtnisse nicht erlosch. Gewährte mir doch schon die Aussicht aus dem Fenster meiner Wohnung ein Bild, dessen Lieblichkeit bis zu meinem Abgange von Leipzig immer in gleicher Frische sich erhielt. Mir gegenüber lag der Schneckenberg, ohnweit dem grimma'schen Thore, weiter unten der Teich mit seinen Schwänen, während aus der Ferne eine Menge Dörfer sich meinem Auge darboten. Dabei habe ich zu bemerken, daß die Bäume der reizenden Anlagen zwischen dem grimma'schen und dem halleschen Thore zu jener Zeit noch keinesweges ihre jetzige Höhe und die großen Wipfel hatten und daher die Spaziergänger und das bunte Durcheinander der Promenade dem Auge völlig zugänglich waren. Mein Umgang mit dort Studirenden beschränkte sich hauptsächlich auf zwei, innigst von mir verehrte und geliebte Freunde, dem jetzigen geheimen Rath von Zedtwitz in Dresden und den geheimen Ober-Regierungsrath Streckfuß in Berlin. Die Bestrebungen beider, ihre Aufmerksamkeit nicht allein der Rechtswissenschaft zu widmen, die zunächst ihr Studium ausmachte, sondern solche auch auf die übrigen Gegenstände des aka-

demischen Unterrichts, namentlich auf die Dichkunst zu erstrecken, trugen bei, unsere Verhältnisse zu befestigen. Streckfuß machte schon damals glückliche Versuche in der Poesie, hauptsächlich der lyrischen. Ein hoher, kräftiger Wuchs, dazu besonders sein schöngelocktes goldenes Haar bezeichnete ihn auch im Aeußern als einen Verwandten des schönen Sonnengottes. Ganz Deuschland weiß es, wie überzeugend er diese Verwandschaft seitdem durch Werke kund gethan hat, unter denen seine sprachgewandten und überhaupt gediegenen Verdeutschungen des Ariost, Dante und Tasso obenanstehen.

Die Leipziger Bühne bot zu jener Zeit, so viel ich mich erinnere, zwar wenig eigentliche Notabilitäten, aber doch vieles Ergötzliche mitunter dar. Es gab eine Periode, in der man wahrhaft erstaunen mußte, über den Umfang, den sie gewonnen hatte. Sie bestand nämlich unter der Direction des Schauspielers Krüger aus drei verschiedenen Künstlerklassen, aus Schauspielern im eigentlichstem Sinne, sodann aus Sängern und endlich aus Tänzern und Springern. Nicht selten vereinigten sich diese Künstler zur Darstellung eines, aus diesen drei Erfordernissen zusammengewebten Stückes mit großem Erfolg. Unter den Tänzern glänzten besonders die Namen Bianchi und Vigano. Uebrigens muß ich bemerken, daß man sich

unter dem letztern Namen zwar nicht die ziemlich zur selbigen Zeit durch ganz Europa berühmte, reizvolle Terpsychore Vigano, zu denken hat, daß aber die auf dem Leipziger Theater erschienenen Herr und Madame Vigano ebenfalls ein Tänzerpaar von großer Auszeichnung, darstellten. Eine höchst erfreuliche Erscheinung in komischen Rollen war der Director Krüger. Die meisten Komiker wissen im Grunde nur in den verschiedenen Rollen, welche sie darzustellen haben, sich selbst in mannichfachen Variationen wiederzugeben. Auch das ist ungemein verdienstlich wenn eine wirklich komische Natur dabei eintritt. Harlekin und seine Kollegen vom alten italiänischen Theater, waren auch immer die nämlichen Charactere, nur nach Verschiedenheit der Umstände und Situationen modificirt, und zu jeder Zeit wird sich das eigentliche Hochkomische über die Gränzen des gewöhnlichen Lebens erheben müssen. Allein die Stücke, welche den Gebildeten des Tages zusagen wollen, verlangen ein tieferes Eingehen des Schauspielers auf diejenigen im wirklichen Leben vorkommenden Angewöhnungen und Abnormitäten, welche den sogenannt fein komischen Charakteren zum Grunde liegen. Der komische Schauspieler möchte mit jedem andern Stücke auch zugleich ein anderer Mensch in Aussehen, Sprache, Benehmen werden und je mehr er dabei seine eigene

Natur zu verstecken versteht, für desto höher wird seine Kunst geachtet. Wenigstens kann man nicht läugnen, daß die Schwierigkeit groß ist, und ein ungemeiner Scharfsinn, die gründlichste Gewandtheit und gar häufig eine offenbare, mit großen Opfern von Seiten des Egoismus verbundene Selbstverläugnung dazu gehört. Der Schauspieldirektor Krüger war ein solcher Künstler.

Als ein Musterbild von Auszeichnung dieser Art wurde Iffland mit Recht anerkannt. Am hellsten glänzte er in den komischen Rollen der von ihm selbst geschriebenen Stücke. Es war auch während meines akademischen Aufenthalts zu Leipzig, wo dieser bedeutende Künstler dort Gastrollen gab, doch ist es mir entfallen, ob es zur Zeit der Krügerschen Gesellschaft geschah. Der Zulauf war so gewaltig, daß sehr Viele, um im Parterre einen guten Platz zu erlangen, sich schon Nachmittags um 3 Uhr einfanden, obschon die Aufführung erst um 6 Uhr anfing. Die Pönitenz, welche man sich damit auferlegte, war um so größer, als damals das Leipziger Parterre außer zwei kleinen, höchstens 3 bis 4 Plätze enthaltenden Bänken in der Nähe des Orchestres gar keine Sitze hatte und man sich daher genötigt sah, sechs Stunden lang wie eingerammt zu stehen. Kein Wunder, wenn bei dieser Art von Tortur vor dem Anfange des Stückes und in

den Zwischenakten die Verzweiflung über den unbequemen Zustand durch Scharren und Pochen und einen heillosen Lärm sich eine Art von Luft zu machen strebte. Aehnlicher Lärm fand damals im Schauspielhause auch in gewöhnlicher Zeit statt, wenn der Vorhang nicht so bald aufging, als man wünschte. Er pflegte in der Regel von neu inscribirten Studenten herzurühren, die, kaum erst aus dem Schulzwange heraus zur Region der akademischen Freiheit aufgeschwungen, nicht versäumen wollten, von dieser Gebrauch zu machen, und wurde nur selten von sogenannten alten Burschen unterstützt. Weit eher schloß sich die jugendliche Handelswelt den Lärmenden an, die an Sonn- und Festtagen, wo sie gewöhnlich die Majorität im Parterre ausmachten, auch wohl die Initiative behaupteten. Ueberhaupt war im Allgemeinen das Betragen der Studirenden sehr gesittet und ruhig. Zwar wurde von einigen gesagt, daß ihr Hieber nicht fest in der Scheide sitze; allein man rühmte zugleich, sie fingen schwerlich ohne Ursache Händel an, sondern suchten vielmehr durch den Respekt, den ihre Haltung einflößte, in ihrem Kreise den Anstand aufrecht zu erhalten. Ohne den Zweikämpfen auf Universitäten, die zuweilen der nichtswürdigsten Kleinigkeiten wegen, ein recht hoffnungsvolles Menschenleben in seiner Blüthe zerstören, das Wort reden zu wollen, muß man ihnen we-

nigstens das Gute zugestehen, daß sie eine Menge junger Leute in der Bahn der Vorsicht und Schicklichkeit erhalten, die außerdem vielleicht der akademischen Freiheit, (deren zu große Beschränkung im Allgemeinen anzurathen ist) wenig Ehre gemacht haben würden. Die gemeinen Schlägereien vermindern sich offenbar durch lebensgefährliche Herausforderungen. Die Besorgniß von der blanken Klinge zur Rechenschaft gezogen zu werden, nimmt gar Manchem den im Zorn ergriffenen Stock wieder aus der Hand.

Neben geschichtlichen Studien, unter anderm hauptsächlich des Livius, beschäftigte mich eine ziemliche Zeit erst Kants Philosophie und sodann Winkelmanns Geschichte der Kunst nebst Lessings Laokoon. Wäre die Schriftstellerei nur nicht zur Subsistenz nothwendig gewesen, so würde ich sie sicher, wenigstens für eine lange Zeit, ganz aufgegeben haben, um zunächst der Kunstforschung meine besten Kräfte zu widmen. Besonders übte neben dem wohlklingenden Periodenbau Winkelmanns, dessen schöne, gedankenreiche Sprache einen wahrhaften Zauber über mich aus. Wenn auch bald darauf Heinse mit seinem Ardinghello meine Kunstansicht eher zu Irrthümern verleiten, als solche zu beruhigen vermochte, so konnte mir doch, abgesehen von der darin vorwaltenden erotischen Ueppigkeit, dei Begeisterung für alles Hohe und

Schöne, verbunden mit der höchsten Kraft und Genialität des Ausdrucks, welche den lange nicht genug anerkannten, großen Meister in der deutschen, schönen Redekunst charakterisiren, für den herrlichen Gegenstand seines hauptsächlichsten literarischen Strebens nur neue Bewunderung erwecken. Je höher ich an Winkelmann und ihm hinaufzusehen hatte, desto geringer kamen mir auch die eigenen, zeitherigen schriftstellerischen Bestrebungen vor. Gleichwohl blieb ich an fortdauernde Beschäftigung mit ihnen durch die Nothwendigkeit gefesselt.

Es war am Vorabende des Weihnachtfestes, mithin grade zu einer Zeit, in der, — die allenthalben hellerleuchteten Wohnungen zeugten davon — die jugendliche Freude einen fast allgemeinen Triumph feierte, wo sich ein entschiedenes Mißbehagen hierüber meiner um so unbeschränkter bemeisterte, da Freund Streckfuß, gegen den ich mich über dergleichen Angelegenheiten am häufigsten aussprach, mir fehlte, weil er die Feiertage in seinem Geburtsorte Zeiz zubrachte. Wohl hätte ich auch sonst Gehör und Theilnahme für meine an sich allerdings wenig anmuthigen, Eröffnungen gefunden. Allein der Unmuth übersieht nur allzugern die Mittel, die ihn schwächen und verscheuchen können; ich vergrub mich in meine Einsamkeit. Die mit einem

hängt starken Schnee eingetretene, heftige Kälte gab mir einen Vorwand mehr dazu her. Am zweiten Feiertage erhielt ich von einem andern, bereits erwähnten, geliebten Freunde, dem jetzigen geheimen Rathe von Zedtwitz, die Einladung, mit ihm Nachmittags im Rennschlitten nach dem benachbarten Raschwitz zu fahren. Vier und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkte, die eben das Thermometer anzeigte, sind der Jugend in solchen Fällen keine Abhaltung. Mit dem Schlage zwei, fuhren wir zum Thore hinaus. Aber das etwas ungeberdige Pferd schien weniger schlittenlustig zu sein, als wir. Nach einer Menge fruchtloser Demonstrationen gegen die Fahrt, schlug es schon in der Vorstadt eine der Stangen entzwei. So schnell auch der Sache abgeholfen wurde, so brachte der Aufenthalt doch eine Erstarrung hervor, bei der, wie sich nach der Heimkehr fand, eins meiner Ohren und ein Fingerglied schneeweiß geworden war. Der, der Erfindung der Homöopathie vorausgeeilte, gleichsam homöopathische Versuch durch wirklichen Schnee die Schneeweißheit zu heilen, hatte am ersten Tage nicht hinreichend gewirkt. Wenigstens zuckte es am zweiten noch stark in den betroffenen Theilen. Sorgfältig wurde daher die Schneekur den ganzen folgenden Vormittag ferner angewendet. Mein lieber Nachbar Göde fand mich mitten in diesem komischen Treiben. Das Lachen

konnte nicht fehlen. An die Stelle der, schon durch die Schlittenfahrt aufgelösten Verstimmung, trat gemüthliche, scherzhafte Laune. Brachte mich Göde auf die Idee, die Fahrt zum Motiv einer muntern Erzählung zu benutzen, oder kam ich von selbst darauf, ich weiß es nicht mehr. Genug, kaum war er hinweg, als auch schon ein Canevas dazu sich bildete. Wie es indeß bei solchen Gelegenheiten häufig der Fall ist, die Sache nahm noch nicht sogleich eine bestimmte Form an. Späterhin als dies geschah, ließ aber der vorangehende Gährungsproceß in meinem Kopfe nichts von den Begebenheiten des zweiten Feiertags als die Fahrt in einem Rennschlitten und das Zerschlagen der Stange durch das Pferd der kleinen Schöpfung übrig, die unter dem Namen: „der Mann auf Freiersfüßen" bekannt wurde.

Obschon weit entfernt das Werkchen, nach dem es vollendet war, für etwas anderes, als eine Kleinigkeit zu halten, gab ich ihm doch den Vorzug vor meinen frühern schriftstellerischen Versuchen. Fast alle meine Freunde mußten diese Ansicht theuer bezahlen. Denn ich muthete ihnen zu, die Erzählung von mir vorlesen zu hören. Göde, als mein Nachbar, erlitt das Ansinnen zuerst. Er bestärkte mich aber auch durch seinen Beifall in meinen Ansprüchen auf das Recht, Andere mit der Kleinigkeit bekannt zu machen. Auf seine

Veranlassung ward besonders auch sein Freund, von Savigny mein Zuhörer. Nie ist mir ein Mann vorgekommen, der bei einem für seine Jugend überaus reichen Schatze des Wissens, bei dem unermüdlichen Eifer in mannichfachen Studien und einer, Wissenschaft und Kunst mit gleicher Liebe umfassenden, seltenen Einsicht, die höchste Bescheidenheit, mit dem höchsten Anstande, so innig zu verbinden gewußt hätte, wie er. Eine sehr edle Gestalt und die größte Einfachheit in Erscheinung und Betragen kamen dazu. Je mehr ich Sorge trug wegen Savigny's Urtheil, um so beruhigender war mir die freundliche Aufnahme, welche meinem Werkchen von ihm wiederfuhr.

Ohne Zweifel waren die, wenige Jahr zuvor, nämlich in Schillers Musenalmanache auf das Jahr 1797, erschienenen Xenien der hauptsächlichste Impuls zu den, um diese Zeit immer heller auflodernden literarischen Kämpfen gewesen und wegen deren überhand nehmenden Ausartung Jean Paul irgendwo mit Recht sagt: „die Xenien haben uns alle grob gemacht." Die im Athenäum und anderwärts geschehenen Angriffe auf Kotzebue reizten diesen zur Rache durch den hyperboräischen Esel und August Wilhelm Schlegel erwiederte letztern mit seiner, das bunteste Feuerwerk satirischen Witzes darbietenden Brochüre: Ehrenpforte und Triumph-

bogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue. Auch im Kreise meiner Freunde blieb natürlich die Angelegenheit nicht nur nicht unbesprochen, sondern man trat im ganzen Ernste, einer dieser, ein anderer, jener Seite bei. Schon daß Kotzebue so gar hart mitgenommen worden, erregte bei den Billigkeit liebenden Freunden seines muntern Witzes einigen Unwillen. Der Angriff im Athenäum gegen Wieland und andere Heroen der deutschen Literatur und Poesie erbitterte die meisten von uns mächtig, die ärgste Sensation aber brachte die Sage hervor, die neue Schule wolle Schillern für keinen Dichter gelten lassen. Da einige der ihm zugeschriebenen Xenien auf die Gebrüder Schlegel Anwendung litten, so verfehlten die Anbeter Schillers nicht, diesen Umstand als die Ursache zu einem so befremdenden Urtheile geltend zu machen. Daß Göde, der zuvor schon Schiller zuweilen auf Kosten Göthe's gepriesen hatte, hierdurch völlig zum Gegner der neuen Schule werden mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. Ohne mich im mindesten in meiner Verehrung Schillers irren zu lassen, schien mir doch die Mehrheit der neuen Ansichten besonderer Erwägung und Betrachtung würdig. Vorzüglich ärgerte mich die offenbare Verdrehung der kurzen, sinnreichen Sätze, welche die Gebrüder Schlegel und Novalis im Aethenäum aufstellten,

deren sich ihre Gegner schuldig machten. Und so kam ich denn häufig mit Andern, hauptsächlich mit Göde, in einen Streit darüber, der aber auch nicht ein einziges Mal Anstand und Freundlichkeit verläugnete.

Als ein ziemlich komisches Hors d'oeuvre erlaube ich mir hier den Cursus der englischen Sprache einzuschalten, den ich gemeinschaftlich mit meinen Freunden von Zedtwitz und Streckfuß machte. Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem Lehrer, der, ein Deutscher von Geburt, sich eine Zeitlang in England aufgehalten und in dem Rufe stand, nicht nur in grammatischer Hinsicht, sondern auch besonders wegen der so schwierigen Aussprache des Englischen, große Verdienste zu haben. Um dieser willen glaubten wir denn über seine Lebensart hinsehen zu können, der man allerdings weniger Gutes nachrühmte. Zedtwitz's Wohnung wurde zum Unterrichtslokal ausgewählt. Man hatte uns bange gemacht, daß der neue Lehrer die Stunde schwerlich gehörig innehalten werde. Allein er hätte den Verdacht, in den man ihn bei uns gesetzt hatte, nicht besser widerlegen können. Drei Stunden waren bereits vorüber und er allezeit mit der Minute eingetroffen. Eben sollte die vierte angehen und wir gaben einander unsere Zufriedenheit darüber zu erkennen, daß der Mann in diesem Betracht weit besser sei, als sein Ruf. Dabei aber konnten wir die Bemerkung

nicht unterdrücken, daß er in Hinsicht der Lehrmethode noch etwas zu wünschen übrig lasse. Wenigstens konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er uns das Ziel im Fluge wolle erreichen lassen. Doch man höre: Da wir alle Drei in der englischen Sprache nicht mehr fremd waren, so veranlaßte er uns zum Lautlesen eines in der Grammatik vorkommenden Gespräches zwischen einem Gentleman und einem Seemann. Aber schon das erste Wort der Ueberschrift: „Dialogues“ vermochten wir ihm durchaus nicht gnügend zu prononciren. Unendlich viele Mal sagte er uns das Wort vor. Aber bei aller Mühe, die wir uns gaben, es ganz so auszusprechen, wie er, fand er es doch anders. Noch in der dritten Stunde standen wir bei dem unglücklichen Einen Worte. Allerdings machten wir uns von der vierten bessere Erwartungen. Allein eine Viertelstunde nach der andern ging hin, ohne daß der Lehrer erschien, bis endlich die ganze Stunde verstrichen und er immer noch nicht da war. Grade so machte er's am folgenden Tage. Daß er nicht krank geworden, war so bald erwiesen als sein Beweggrund zum Wegbleiben. Es fand sich, daß er nach der dritten Stunde auf seinen Antrag die Vorauszahlung eines ziemlichen Theils des Honorars von unserm Freunde Zedtwitz erhalten und dadurch die Lust verloren hatte, uns wiederzusehen. So hatten

wir denn in diesem dreitägigen Sprachkursus wenigstens so viel gelernt, daß uns das Verständniß über den regelrechten Klang des Wortes Dialogues noch immer nicht gehörig aufgegangen war.

Der Trunk war das Verderben dieses unglücklichen Sprachlehrers. Immer tiefer versank er darein. Nicht lange vor seinem Tode, wurde er einsmals bei Nacht bewußtlos auf der Straße liegend gefunden. In seine alte Wohnung gebracht, wies der Wirth ihn zurück, nach einer andern, wohin er gezogen war. Aber der neue Wirth sträubte sich nicht weniger gegen die Aufnahme des Trunkenen und der eigene Vater, zu dem man ihn nachher brachte, wollte ebenfalls nichts von dem verwilderten Sohne wissen.

Die unmittelbar vor dem Weihnachtfeste erfolgende Abgang meines Freundes von Zedtwitz würde mir noch schmerzlicher gewesen sein, hätte ich nicht die Hoffnung gehabt, ihn schon nach wenigen Monaten in Dresden wiederzusehen. Dieses sprach ich auch durch nachfolgende, in der Offizin des später so berühmt gewordenen Typographen Tauchnitz gedruckte Verse aus:

Ein Händedruck — und dann geschieden!
Die Freundschaft schweigt, doch klagt sie nicht,
Denn ihrer goldnen Tage Frieden
Strahlt von der Zukunft Angesicht.

Auf Wiedersehn! Die Trennung zwinget
Umsonst ihr Joch uns auf, denn sieh,
Durch ihre Dissonanzen dringet
Des Wortes heitre Harmonie:

Wo Wonne der Erinnerungen,
Die Wiederkehrenden umflicht,
Und wo mit Millionen Zungen
Natur so hell ihr Heilig! spricht;

Wo Dein des theuern Vaters Sehnen,
Der Schwester Arm schon liebend harrt,
Dort feiern wir in Jubeltönen
Den Bund, der hier gestiftet ward.

Ein Händedruck noch vor dem Scheiden,
Und dann — beflügle Deinen Schritt.
Wir bringen in die neuen Zeiten
Die alten Herzen wieder mit. —

Drei Monate später erfolgte unser Wiedersehen in Dresden, dessen langentbehrte, geliebte Gegend einem unendlichen Reiz für mich hatte.

6.

Sogenannte Originale. — Dresdens Buchhandel. — Arnolds und Pinthers Museum. — Arnolds Buchhandlung. — Der Mann auf Freiers Füßen. — Architekt Heine. — Professor Hartmann. — Schiller. — Tieck. — Pechwells Gemäldesammlung. — Deutsche Kunstblätter. — Der Streit für das Heilige. — Das Tiecksche Haus. — Tiecks Vorlesen. — Sonette. — Der Gesellschaftsweinberg. — Geschlossene Gesellschaften. — Journalgesellschaften. — Der Schauspieler Ochsenheimer. — Dramatische Versuche. — Die Firma: Laun. — Döhnel; Theodor Hell. —

In allen, kleinen und großen, Städten giebt es von Zeit zu Zeit sogenannte Originale, d. h. Personen, die durch ihren Körper, ihre Kleidung, ihr eigenthümliches Betragen, oder auffallende Gewohnheiten, auch wohl durch einen Verein dieser und ähnlicher Dinge die allgemeine Aufmerksamkeit fortdauernd an sich ziehen.

In meinem Knabenalter lieferten, die im Unterrichtgeben veralteten Kandidaten des Predigtamts der Residenzstadt Dresden, vorzugsweise manches Exemplar dieser Gattung. Ueberhaupt schien damals das theologische Studium im Verhältniß zu den damit im Zusammenhange stehenden Pfarrerstellen und andern Aemtern zu vielfache Huldigungen zu erhalten. Ein recht großer Theil von diesen Kandidaten schmachtete als Hauslehrer oder Informatoren in Privatschulen,

lange Jahre vergebens nach einer Versorgung, bis zuletzt die eingetretene körperliche oder geistige Infirmität ihnen alle Hoffnung zu Erreichung ihres Zweckes benahm. Gar mancher wurde hierdurch, ganz unverschuldet, im Alter die Beute des drückendsten Mangels. Und wenn es erst dahin gekommen war, wenn ein solcher armer Maun an Körper und Kleidung immer mehr verfallend, keine Hoffnung weiter vor sich sah, als das Grab, durfte man sich da wundern, daß die Verzweiflung ihn zuweilen antrieb zu Versuchen von einer Besinnung frei zu werden, die ihn nur der Trostlosigkeit zuführte? So erinnere ich mich unter anderm eines solchen Mannes, der ohne Zweifel auf diese Weise dazu gekommen war, sich dem Trunke zu ergeben. Das mit ihm zugleich veraltete Kostüm, in dem er erschien, trug alle Spur von Feinheit der Form und des Zuschnitts, nur hatte der gefräßige Zahn der Zeit Alles daran auf das grausamste benagt. Die ursprüngliche Farbe an dem, hinten höchst ökonomisch verschnittenen Rocke, war gar nicht mehr zu erkennen. Nicht glänzender erschienen die Strümpfe und durch den Schnitt des die Füße umschlotternden fahlen Leders, obgleich Charons Nachen an Caducität sehr ähnlich, blickte noch schüchtern die Zierlichkeit vormaliger Tanzschuhe. Scheu, wie ein gejagtes Reh, sich beim flüchtigen Eintritt in jede Straße zu beiden Seiten um-

schauend nach den jungen Barfußern, welche ihm in der Regel auf den Fersen waren und seine Schritte schreiend verfolgten, pflegte er gewöhnlich auf den größern Pflastersteinen in der Mitte der Straße, wie ein Akrobat auf dem Seile, balancirend hinzuschweben. Gereizt durch die hinter ihm her und auch wohl aus den offenstehenden Hausthüren von Zeit zu Zeit erschallenden Zurufe seines Namens Star, gemeiniglich auf irgend eine Weise mit dem, auf diesem reimenden Worte zusammengestellt, welches der Haufe zu Bezeichnung seines Lieblingsgetränks gebrauchte, wendete er sich dann zuweilen plötzlich, ein Glied aus der spottenden Menge ergreifend, um Rache daran zu nehmen, worauf in der Regel das Getümmel auseinander stob. Doch mußte die Brut es schon sehr arg getrieben haben, wenn der arme Mann bis zu diesem Extrem kommen sollte. In der Regel verfolgte er seine quasi-akrobatischen Versuche, bis es ihm gelang, unsichtbar zu werden. Immer sprach seine Haltung innern Sturm und Aengstlichkeit, dabei den Rest eines Stolzes aus, der sich vor der ihm wiederfahrenden Ueberlast zu empören schien. Allerdings mag es höchst komisch gewesen sein, wie beim unaufhörlichen Umherschauen von einer Seite zur andern der an einer Beutelperücke, vor Alter ziemlich so roth, wie sein zornglühendes Gesicht, hangende, kleine Haarbeutel bald auf der rechten,

bald auf der linken Schulter saß, aber ich gestehe, daß mich die offenbare Marter des durch den unzartesten Spott Verfolgten viel zu sehr selbst marterte, um zu einer Betrachtung der Sache von dieser Seite gelangen zu können. Eher ließ sich über einen, mit Stars ziemlich gleichzeitigen, alten Theologen Namens Gatsch lachen, der aber allerdings weder bis in die Branntweinhäuser, noch auch bis zur Unscheinbarkeit der Kleidung gesunken, doch zuweilen von kleinen Verücktheiten nicht frei zu sein schien. In der Hoffnung, daß er in einem auf wenig Schwierigkeiten stoßenden Wirkungskreise mit Nutzen zu brauchen und zugleich vor Mangel zu schützen sein würde, war ihm eine Calculatorstelle bei dem damaligen Obersteuercollegium anvertraut worden. Zuweilen aber verleitete ihn freilich seine wilde Laune auch in seinem Amte zu anstößigen Abnormitäten, hauptsächlich bei den durchzugehenden Rechnungen und Aeußerungen der Rechnungsführer zu Anmerkungen, deren plumpe Spitze nirgends am rechten Orte gewesen sein würde. Besonders ließ ihm auch der verfehlte Zweck auf der Kanzel zu glänzen, noch in ziemlichem Alter keine Ruhe, so daß er nicht nur aus den offenen Fenstern seiner Wohnung häufig die Vorübergehenden anpredigte, sondern auch sich besonders darin gefiel, bei Bekannten, welche im Erdgeschosse wohnten, einzusprechen und ehe sie sich solches versahen, auf das

Fensterbrett hinaufzuklettern, um die obern Flügel zu öffnen und auf die Straße hinaus eine Oration zu halten, der häufig nicht eher Einhalt geschehen konnte, als bis schon eine Menge andächtiger Zuhörer um das Haus versammelt waren. In der sehr belebten Wilsdruffer Gasse, wo er wohnte, waren die Häuser gegenüber nicht sicher vor seiner Redekunst. Besonders hatte er dort einen seiner Collegen, Namens Lau, eines Tages so in Schrecken gesetzt, daß er von dieser Zeit an, aus Furcht vor Gatsch, das Fenster kaum noch zu öffnen sich getraute. Gatsch hatte nämlich mit Stentorstimme, so, daß alle Vorübergehende plötzlich stehen blieben, hinüber gerufen: „Lau, Lau, Du bist weder kalt noch warm; ich werde Dich ausspeien aus meinem Munde."

Einstmals bemerkt Gatsch auf der Elbbrücke einen der gelehrtesten und berühmtesten praktischen Dresdener Aerzte der damaligen Zeit, den Doktor Petzold. Gatsch, ein gewesener Coätan von des Arztes Vater, als dieser auf der Universität Wittenberg seine Studien betrieb, erinnert sich hieran und daß Petzolds Vater, weil der Degen in seiner Scheide locker sitzen mochte und er ihn vermuthlich mit Geschicklichkeit zu handhaben verstand, unter dem Namen des Seelenhauers, bekannt gewesen. So eilt er denn auf den Doktor Petzold zu, mit der Frage: Um Vergebung,

Herr Doktor, war Ihr seliger Vater nicht der berühmte Seelenhauer zu Wittenberg?

Allerdings — antwortete der Gefragte — soll man ihn so genannt haben.

Sehen Sie, Herr Doktor — versetzte hierauf Gatsch mit wichtiger Miene — wenn ihr guter Vater mir gefolgt hätte, so könnten Sie jetzt um wenigstens hunderttausend Thaler reicher sein.

Natürlich erregt diese Behauptung Petzolds Wißbegierde. — Wie denn so? — fragt er lächelnd.

Ja, mein Herr Doktor — antwortet Gatsch mit gesteigerter Wichtigkeit — das wissen Sie nicht, das weiß ich nicht und wir werden es auch beide nie erfahren. —

Auch aus den höhern Ständen boten sich dergleichen Originale dar. So zog ein schon hochbejahrter Mann von Adel durch eine Tracht, die wohl um ein halbes Jahrhundert älter war, als er selbst, dazu in der Regel außerordentlich bunt und barock erschien, durch eine ungemeine Gravität und einen diese unterstützenden Stock von enormer Länge, Aller Augen auf sich, wo er auf der Straße erschien. Ein anderer, gleich diesem, von einer angesehenen Familie stammend, fiel besonders dadurch auf, daß er, obschon bereits ebenfalls sehr vorgerückt in seinem Lebensalter, doch noch immer seine kleine Figur, vermöge außerordentlich ho-

her Absätze an den Schuhen herauszuheben strebte. Die ziemliche Höhe seiner starkgepuderten Frisur schien ebenfalls zu der ersehnten Vergrößerung der Person beitragen zu sollen. Es war ein ganz blasses ausgetrocknetes Mänchen mit stets überaus weinerlicher Miene. Aber obschon wegen dieses Zusammentreffens von Eigenheiten und wegen des komischen Einherschreitens, welches die hohen Absätze veranlaßten, wohl gemacht, die Lachmuskeln Anderer mit Beschäftigung zu versehen, wurde er doch in der Regel mit dem Lachen verschont. Seine Guthmüthigkeit nahm dem Spotte die Waffen aus der Hand. Allem Anscheine nach mit Glücksgütern selbst wenig versorgt, gereichte ihm doch die Wohlthätigkeit gegen Arme zur besondern Freude. Man kann leicht denken, daß das Gesindel der gewöhnlichen Bettler diese willkommene Eigenheit nicht unbenutzt ließ. Wenig Schritte nur konnte er gehen, ohne von einem ganzen kleinen zerlumpten Reiselazareth umgarnt, umheult und umhustet zu sein. Besonders lauerten auf ihn eine Menge alter, nicht selten mit jeder Art von Häßlichkeit beladener Weiber. Und je jammervoller sie zu klagen verstanden, desto länger blieb er bei ihnen auf der Straße stehen, desto sorgfältiger tröstete und streichelte er sie, lehnte zuweilen auch seine Wange an die ihrigen, ja er drückte ihnen wohl gar einen keuschen Kuß auf ihre Stirnrunzeln. —

Neuerlich scheinen jedoch dergleichen Originale in Dresden ganz ausgestorben zu sein. Höchstens finden sich noch dann und wann einige aus der untersten Klasse, denen die Straßenjugend ihre Attention zuwendet. So gab es vor nicht sehr langer Zeit einen, unter dem Namen Peter Groll bekannten Tagarbeiter, der bei seinem Ausgange, wie bei seiner Heimkehr, gewöhlich einen Strauß mit kleinen und großen Straßenjungen zu bestehen hatte. Der Name Peter Groll war nur ein Spitzname, bei dem er gerufen wurde, sobald er erschien. Auf der Stelle blieb er dann stehen, und vermochte er die Zurufer nicht durch Schimpfworte zu beschwichtigen, so kam es gewöhnlich zu gegenseitigen Steinwürfen, bis etwa eine Polizeimontur in der Nähe auftauchte und der Fehde, als einen Landfriedensbruche, ihr Veto entgegensetzte. Auch machte der sogenannte Peter Groll dann und wann, durch schlaue, strategische Kunststücke, einen oder den andern seiner jungen Gegner zum Gefangenen, der dann, wenn es dem Knaben nicht gelang, sich durch überwiegende Gewandtheit sogleich selbst zu ranzioniren, gemeiniglich brevi manu abgestraft und wieder entlassen wurde. Das Merkwürdigste war, daß Peter Groll, so empfindlich er auch Anfangs von dem Namen sich beleidigt zu fühlen schien, in der Folge so sehr an bie Herausforderung durch ihn, und die kleinen, darauf gegrün-

deten Kriegsaffairen gewöhnt war, um solche selbst zu veranlassen. Nun — fragte er, wenn er bereits mehre Jungen mit finsterer Miene angesehen, ohne daß sie einen Laut von sich gegeben hatten — ist Euch Hundsföttern heute das Maul einmal völlig zugefroren? —

Nach meiner Rückkehr von Leipzig fand ich in Dresden Manches zum Vortheite der Stadt verändert. Von den drei, seit längerer Zeit hier bestehenden, Buchhandlungen, der Walterschen, Hilscherschen und Gerlachschen war früher die erste diejenige gewesen, welche die meisten Geschäfte machte. Zu mehren trefflichen Werken ihres Verlags gehörte Winkelmanns Geschichte der Kunst. Allein später beschränkte sich ihre Thätigkeit immer mehr. Die Inhaber der andern beiden Handlungen aber richteten ihre Geschäfte größtentheils nur auf den Bücherverkauf für Stadt und Umgegend, ohne eben durch industriöse Bestrebungen der Langsamkeit derselben ein Sporn in die Seite zu setzen. Da war der Doktor Richter mit dem Etablissement einer vierten Buchhandlung erschienen und es hatte ihm wenig Mühe gekostet, seine drei Nebenbuhler zu überflügeln und etwas Leben in den hiesigen Bücherverkehr zu bringen. Nur konnte die Sache der früher bereits erwähnteu Ursachen wegen, nicht von Dauer sein. Nachdem daher seine Buchhandlung eingegangen war, gerieth der Buchhandel nur all-

zubald wieder in den Stand, den er vor seinem Etablissement gehabt hatte. Inzwischen war das allgemeine Bedürfniß einer Veränderung hierin durch ihn geweckt worden. Hierauf merkend, hatte der Buchhändler Arnold von Schneeberg, schon seit einiger Zeit, sich nach Dresden gewendet. Seinem Wunsche Erlaubniß zu Errichtung einer neuen Buchhandlung in Dresden zu erhalten, standen jedoch die ausschließenden Privilegien der vier andern Buchhandlungen entgegen. Er war daher genöthigt, zu den von ihm verlegten Werken die Firma einer andern Stadt zu wählen und zu diesem Zwecke in Pirna, das, als ein sehr nahe gelegener Ort, hierzu recht gut sich eignete, eine Verlagsniederlage zu unterhalten. Seine Geschäfte wurden indeß von Dresden aus betrieben, wo er zugleich eine der vorzüglichsten Leihbibliotheken besaß. Einem so lebendigen Sinne für gewerbliche Wirksamkeit, wie dem seinigen, konnte die Unterstützung des Publikums, dessen Wunsche er entgegenkam, nicht fehlen. Neuen Aufschwung gewährte seiner Thätigkeit die Vergrößerung des Betriebkapitals durch Association mit dem Buchhändler Pinther. Nach dem Beispiele Bryrgangs in Leipzig, errichteten sie nun ein Museum, An Schönheit des Lokals und Glanz der Einrichtung überbot in manchem Stücke das neue Institut noch das Leipziger. Gleichwohl fehlte hier allerdings die

ziemliche Anzahl wohlhabender Partikuliers, welche für das Unternehmen jener Stadt sich lebhaft interessirten und zum Theil den Abonnementspreis erlegten, ohne von der Anstalt Gebrauch zu machen. Auch unter den sich hier eine Zeitlang aufhaltenden Fremden, war in der Regel die Zahl der für Literatur und Wissenschaft sich Verwendenden viel geringer, als unter den Leipzig von Zeit zu Zeit besuchenden Auswärtigen. Die Unternehmer konnten daher unmöglich auf eine so bedeutende Unterstützung rechnen, als die dortige gefunden hatte. Von der ungleich größern Masse der Beamten wäre allerdings einiger Ersatz zu erwarten gewesen. Theils aber waren diese von ihren Amtsgeschäften zu sehr in Anspruch genommen, um die ihnen bleibende, wenige Zeit nicht lieber der Erholung als ferneren Anstrengungen zu widmen, theils stand bei vielen die Beschränktheit ihrer Einnahme, sogar der geringen Vermehrung ihrer Ausgaben durch den Abonementspreis, im Wege. Und auch darum mußte die Unterstützung weit kärglicher ausfallen, als in Leipzig, weil die Unternehmer des verhältnißmäßig viel ärmern, Dresdens wegen, bei allen diesen Verminderungen der zu hoffenden Einnahmen nun auch den jährlichen Abonnementspreis selbst, von 12 Thalern auf 9 Thaler herabsetzen mußten. Es ließ sich deshalb leicht voraussetzen, daß, sollte das Museum an innerm Wer-

the nicht allzutief unter das Leipziger gestellt werden, schwerlich und im günstigsten Falle ein Ertrag davon zu hoffen war, der viel mehr als die darein gewendeten mannigfachen Kosten, deckte. Als eine für die Unternehmer glückliche Spekulation an sich wäre die Errichtung des Museums daher gewiß nicht zu betrachten gewesen. Allein neben der Beförderung eines nützlichen Zweckes mochte ihnen wohl auch eine richtige merkantilische Absicht Veranlassung gegeben haben. Das großartige Institut machte ihre Namen im Auslande bekannter und trug so unstreitig dazu bei, ihnen als Buchhändler neue nützliche Verbindungen zu erwerben, währeud die abonnirten Besucher des Museums doch wohl ebenfalls großentheils auf die Idee geriethen, sich mit ihrem vielleicht zeither von andern Buchhandlungen bezogenen Bücherbedürfnisse an die Handlung Arnold und Pinther zu wenden.

Es ist bereits früher erwähnt worden, auf welche Weise Dresdens geselliges Leben allmählig eine feinere, besonders auch auf literarische Zwecke mit hingerichtete, Form gewonnen. Das Museum und die Rührigkeit seiner Unternehmer, namentlich des wackern Arnold und dessen reger Sinn für gemeinnütziges Wirken, bei vorzüglicher Intelligenz, trugen wesentlich zum Fortgange der allgemeinen Ausbildung bei. Vom Jahre 1800 bis 1802 hatte das Museum bestanden,

als eine Trennung der beiden Handlungsgesellschafter erfolgte. Während Pinther das Museum noch eine Zeitlang fortführte, beschränkte sich Arnold auf seine nach dem Orte seiner Varlagsniederlage genannte Buchhandlung wieder allein. Späterhin wurde auf Pinthers Vorstellung, diesem ein 5tes, bereits seit langen Jahren ruhendes, Privilegium zu Anlegung einer Buchhandlung in Dresden, zugestanden. Im darauf folgenden Jahre acquirirte Arnold das Privilegium der Richterschen Buchhandlung und vergrößerte sein Geschäft auf eine ganz ungewöhnliche Weise. Es hat sich von jener Zeit an fortdauernd erhoben und einen Umfang gewonnen, der der verständigen Betriebsamkeit des Unternehmers ein um so schöneres Zeugniß ausstellt, da er sein Werk mit ganz geringen Mitteln begonnen. Schon seit einer Reihe von Jahren besteht auch in Leipzig eine ihm zugehörende Buchhandlung unter derselben Firma, und sein hiesiges sehr großes Haus, das er vor einiger Zeit zu verkaufen genöthigt war, um nicht etwa in den Fall zu kommen, nirgend ein hinlängliches und angemessenes Local für sein außerordentliches Raumbedürfniß zu finden, muß fortdauernd immer mehr, zuvor vermiethete Piecen im Erdgeschoß abtreten, um seine ungeheuern Büchermassen unterzubringen. Außerdem ist er sogar genöthigt, die Gebäude eines vor mehren Jahren

in seinen Besitz gelangten sehr großen Gartengrundstücks zum Theil zu demselben Zwecke zu verwenden.

Nach meiner Rückkehr von Leipzig gehörte es zu meinen ersten Beschäftigungen einen Verleger für die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen zu suchen. Eine Leipziger Handlung, der ich das kleine Werkchen angetragen, hatte es abgelehnt. So bot ich denn, von einem hiesigen Freunde veranlaßt, dasselbe schriftlich dem damaligen Besitzer der Crazischen Buchhandlung in Freiberg, Bernhardi an. Dieser durch ein eigenes vorzügliches Werk, wenn ich nicht irre über Rußland, als Schriftsteller geschätzte Gelehrte, ging sogleich auf meinen Vorschlag ein. Daß ich den Namen Laun wählte, ist zuweilen so ausgelegt worden, als habe ich damit auf die in der Kleinigkeit vorkommende Laune hindeuten wollen. Bereits anderswo erklärte ich vorlängst, daß dies keinesweges der Fall war, und ich wiederhole es hier, einzig der Umstand, daß die der Erzählung zum Grunde liegende Fabel zwei Namen erheischte, die mit einem L anfingen und mit einem n schlossen, wie Laun und Langermann, hat diesen Namen erschaffen. Bezeichnet sollte durchaus nichts werden mit ihm. Der Beifall, den das Werkchen fand, veranlaßte mich erst, sowohl ein zweites Büchlein, Namens dieses Laun folgen zu lassen und da solches sich ebenfalls einer wohlwollenden Aufnahme

erfreute, den Namen für alle Werke in diesem heitern Tone geschrieben, beizubehalten.

Mehrmals ist mir mündlich und schriftlich, unter vier Augen und durch den Druck veröffentlicht, gesagt worden, daß ich im Tone, Anton Wall nachgeahmt habe. Es ist zuweilen mit Wohlwollen das Gelingen der Sache gerühmt, zuweilen aber auch diese Nachahmung, als ein falsches Streben getadelt worden. Ohne erörtern zu wollen, ob hier das Recht auf Seiten des Lobes oder auf Seiten des Tadels liege, oder etwa, wie gewöhnlich, die Wahrheit zwischen beiden die Mitte halte, bemerke ich nur so viel, daß allerdings, besonders zur damaligen Zeit, Anton Wall's heiterer und schalkhafter Ton einen ganz besondern Reiz für mich hatte, daß aber mein Wohlgefallen eben so groß war an Jüngers launigen Erzählungen. Wenn ersterem ohne Zweifel an Takt und Gefühlsreinheit ein unendlicher Vorzug vor den, nicht selten etwas unzart und minder harmlos, sich darstellender Jüngerschen Scherzen gebühren möchte, so muß doch auch Jünger wieder ein großer Vorzug vor Anton Wall in der empfehlenden Kürze seines Witzes (wenigstens in der Regel) zuerkannt werden. In beiden Autoren eine mich sehr ansprechende Natur vorfindend, ging nun mein Streben, vielleicht sogar ohne daß ich mir desselben bewußt wurde, dahin, das Bessere beider in einem

einem eigenthümlichen Werke zur Schau zu legen. Und so mag wohl dasjenige entstanden sein, was man an mir so häufig die „Manier“ des Anton Wall genannt hat, eine Benennung, die ich darum gern von mir fern halten möchte, weil Manier allezeit etwas nicht ganz Natürliches bezeichnet, ich aber in der Darstellung, bei aller Subjektivität, mich immer bestrebte, der Natur recht getreu zu bleiben.

Damals war es, wo ich im Hause eines Freundes, des mannichfach ausgebildeten, vor vielen Jahren bereits verstorbenen Architekten Heine, die Bekanntschaft des jetzt, das specielle Directorium über die hiesige Kunstakademie führenden Geschichtmalers Ferdinand Hartmann machte. Ich kann sagen, daß ich mich sogleich auf den ersten Blick durch die Herzensgüte, welche Miene und Wort des überaus lebendigen, auch der Figur nach sehr ansprechenden Mannes, verkündigten, zu ihm hingezogen fühlte. Zu dem schon in seiner Persönlichkeit liegenden Interesse gesellte sich das Anziehende seiner Mittheilungen. Welch ein reiches Feld stand ihm aber auch hierzu zu Gebote, ihm, der als ausgezeichneter Künstler im Fache der Geschichtsmalerei, nach einem 5jährigen Aufenthalte in Rom und Italien überhaupt, noch kurz zuvor, erst in dem damals an Sternen der Kunst und Wissenschaft so überreichen Weimar, mehre Wochen gelebt und bei

Göthe, einem Freunde seines elterlichen Hauses in Stuttgart, alle Mittage zugebracht hatte!

Bei Hartmanns vorzüglicher Ausbildung und geselligem Talente konnte es nicht fehlen, daß noch außer den Häusern, an die er Addressen hatte, (die, beiläufig bemerkt, nicht überall die zu erwartende Berücksichtigung gefunden zu haben schienen) auch viele andere der gebildetsten Familien ihm in der kürzesten Zeit zugänglich wurden. Und wo er sich gefiel, trug auch gewiß seine wirklich aus der Tiefe der Seele kommende Innigkeit, verbunden mit einem gewandten, heitern Geiste, dazu bei, ihn in solchen Umgebungen zu befestigen. Seiner bald nach der Ankunft gewählten eigenen Wohnung strömten daher, ohngeachtet ihrer großen Entlegenheit, die Besuche einheimischer und fremder Kunstverehrer gar reichlich zu. Von den trefflichen Kreidezeichnungen dieses Künstlers war bald in der ganzen Stadt die Rede, wie von dem großen, in Oelfarben ausgeführten Gemälde des scheidenden Aeneas, welches späterhin die russische Kaiserin acquirirte. Was die Zeichnungen betrifft, so gingen die Erkundigungen der Besucher gemeiniglich zuerst nach derjenigen, wo Venus die Helena dem Paris zuführt. Hartmann hatte mit ihr den von den Weimarschen Kunstfreunden ausgesetzten Preis auf diesen am Ende des dritten Buchs der Ilias vorkommenden

Gegenstand, gewonnen.*) Ferner fragten gemeiniglich die Kenner besonders nach der wunderschönen Darstellung, des von den Furien durch das Phantom der ermordeten Mutter, gepeinigten Orest.

Außerdem war der Künstler auch im Besitz trefflicher alter Gemälde und einer ausgezeichneten Sammlung von Kupferstichen, allein schon geeignet, zur reichlichsten Entschädigung für den langen Weg bis in seine, übrigens sehr freundlich gelegene, Wohnung. In ihr, vor dem Bilde des Aeneas, war es auch, wo ich eines Tages den großen Schiller zum ersten und letzten Male sah. Bereits längst in Weimar fixirt, hatte er der Familie Körner einen kleinen Besuch gemacht und in ihrer Begleitung sich bei dem, ihm als Landsmann schon früher bekannten, Künstler eingefunden. Wenn auch sein Auge, die in allen seinen Werken sich abspiegelnde starke und hohe Seele minder klar wiedergab, als ich mir solches vorgestellt hatte, so ist mir doch, trotz der Kürze, der mich wahrhaft beglückenden Erscheinung, seine unendliche Milde in Blick und Wort für immer im erfreulichsten Andenken geblieben.

Ebenfalls in der Absicht, meinen Freund Hartmann zu besuchen, wurde mir bald nachher, auf dem

*) Ein Umriß von dieser Zeichnung befindet sich im ersten Stücke des dritten Bandes von Göthes Propyläen.

Wege dahin vom Glücke eine besondere Gunst durch die Bekanntwerdung mit einem Dichter, bewiesen, dessen Name damals nicht lange erst durch Werke voll Geist und Tiefe hervorgetreten. Es war Ludwig Tieck, nebst zwei Damen, seiner Gemahlin und deren Schwester. Hartmann war bei ihnen, von dessen Atelier sie zurückkehrten. Eben standen sie im Begriff, die werthvolle Gemäldesammlung, welche der bei der Dresdener Bildergallerie angestellte Inspektor Pechvell besaß, in Augenschein zu nehmen. Man war so gütig, mich zur Theilnahme aufzufordern. Obschon ich damals an der höchst empfindlichen Beschwerde des einseitigen Kopfschmerzes außerordentlich litt und der eben überstandene Anfall davon noch nachzuckte, ich auch längst aus Erfahrung wußte, daß bei solchen Gelegenheiten alle Anstrengung der Augen besonders zu vermeiden war, wenn das Uebel sich entfernen sollte, so konnte ich doch diesem lockenden Genusse unmöglich widerstehen.

Niemals sind mir ein Paar Augen vorgekommen, in denen die Natur den Stempel außerordentlichen Geistes so klar ausgeprägt hätte, als die schönen, dunkeln Augen Tiecks. Tiefsinn und Witz schien darin, vielleicht nach manchen Ringen um den Preis, einen seltenen harmonischen Bund gestiftet zu haben. Durch das ganze wohlgeformte Gesicht leuchtet gleichsam der

Wiederschein dieser hinreißenden Augen und wenn auch um die feinen Lippen her, die Schalkheit sich das Dominium aneignen zu dürfen glaubt, so wird sie doch immer von dem edlen Verein der übrigen Züge in Respekt gehalten. Obschon ich den Vorsatz gefaßt hatte, aus Schonung gegen mein Kopfübel, die zur Betrachtung der Gemälde mir nothwendige Brille nicht aufzusetzen, so fühlte ich mich doch, fast ohne es zu wissen, durch die interessanten Bemerkungen der Anwesenden über die Bilder, sehr bald schon bewogen, von jenem Vorsatze abzugehen.

Wenn auch der Inspektor Pechwell als praktischer Maler nicht über das Gewöhnliche sich mag erhoben haben, so rühmte man ihm doch eine recht vorzügliche Bilderkenntniß nach. Wenigstens konnten die meisten Tableaux seiner Collektion ein Zeugniß dafür ablegen. Man ertheilte ihm auch das Lob, daß er im Herumführen der Fremden in der Dresdener Gallerie, bei denjenigen Besuchern, welche sich als Kenner erwiesen, oder auch nur eine besondere Theilnahme an den dortigen Kunstschätzen darthaten, sich große Mühe gegeben habe, sie auf die vorzügliche Schönheit mancher Bilder aufmerksam zu machen. Zuweilen ist es freilich vorgekommen, daß er alle Ursache hatte, diese Mühe zu bereuen. So erzählt man, daß die wahrhafte Andacht, mit welcher einst ein von ihm geleiteter Fremder

die Gemälde beschaute, ihn bewog, alle Kräfte anzustrengen, um diesem Verehrer der Kunst jedes Bild, bei dem er länger verweilt, aus dem rechten Lichte erscheinen zu lassen. Nachdem er ungemeine Zeit an den jungen Mann gewendet hat, will letzterer doch nun auch beweisen, daß er nicht fühllos für so viele Gefälligkeit gewesen, und ruft noch beim Abschiednehmen, voll Erstaunen die Hände zusammenschlagend aus: „Sie fleißiger Mann! Diese ungeheuere Masse von Bildern haben Sie alle allein gemalt?"

Obschon unmittelbar nach der Betrachtung der Pechwellschen Sammlung die Strafe für die vernachläßigte Schonung meiner Augen nicht ausblieb, so ließ sich solches doch über dem Gedanken der gemachten, höchst wünschenswerthen, Bekanntschaft leicht genug verschmerzen.

Zur damaligen Zeit, oder vielmehr kurz zuvor, kam ich mit dem Buchhändler Arnold überein, ein Journal unter dem Titel: „deutsche Kunstblätter" herauszugeben. Leider, fehlte es mir allzusehr an Mitarbeitern. Was sie enthielten, dessen entsinne ich mich nur noch im Allgemeinen. Die Beurtheilung der hiesigen Gemäldeausstellung, machte einen Theil davon aus. Ideen über die Kunst im Allgemeinen kamen auch merhrmals darin vor, so wie Anzeigen und Rezensionen über mehre Schriften, die in diese Kategorie

gehörten. Im Buchhandol sind die deutschen Kunstblätter, wie ich höre, nicht mehr vorhanden.

Die von Göthe herausgegebenen Propyläen enthalten im 2ten Stücke des 3ten Bandes unter anderm das Anführen:

„Man macht Leihbibliotheken und Gallerien den Vorwurf: daß sie durch ihre imposante Gegenwart, durch ein gewisses unzusammenhängendes Zudrängen auf den menschlichen Geist der reinen Entwickelung des Talents mehr schädlich als förderlich seien."

„In Dresden scheint so etwas obzuwalten. Diese feststehenden, zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit meistens schwankenden Muster einer so großen Gallerie, das immer wiederholte Copiren derselben, machen den Geist stillstehen und stocken, indem practische Fähigkeiten und Einsichten vermehrt werden."

Diesem Anführen war die Bemerkung beigefügt:

„Vielleicht liefern uns die Verfasser der Pirna'schen deutschen Kunstblätter, welche von Einsicht, Unpartheilichkeit und Muth schon Proben gegeben, einmal eine genauere Schilderung jenes Zustandes."

Diese ehrenvolle Aufforderung würde ohne Zweifel einen Versuch zur Folge gehabt haben, wenn die deutschen Kunstblätter nicht bereits mit dem ersten, aus vier Stücken bestehenden, Bande, wieder entschlafen wären. Was konnten sie auch besseres erwarten,

da eine so durchaus gehaltreiche Zeitschrift, wie die Propyläen, den größten deutschen Namen an der Stirn tragend, aus Mangel an hinlänglicher Theilnahme eingehen mußte? —

Ein das zweite Stück des dritten Bandes vom Athenäum eröffnendes Gedicht von Friedrich Schlegel „an die Deutschen“ in welchem vom Dichter der Aufruf geschah, unter die Fahne der neuen Schule zu kommen, sagte:

„Wer will, sei mit in Uns. Die sind verstoßen,
Die nach dem Nichts von Gott verlassen rennen,
An Religion und Dichtkunst sich erboßen!“

Ich nahm hiervon Veranlassung zu folgendem Sonett:

Der Streit für das Heilige.

Zum Kampfe denn! Noch rüsten sich die Frechen,
Die neue Sonne soll nicht aufwärts kommen,
Dem Morgen, der so herrlich angeglommen,
Will ihre Nacht die jungen Flügel brechen.

Sie dräu'n auf ihrer Wasserbreiten Flächen,
Dem Funken aus Uraniens Schoos genommen;
Kommt nur auf Euren Werken hergeschwommen,
Die Schmach der Götter, werden Götter rächen,

In eignen Fluten früher zu versinken,
Hebt Ihr verwegen Arme nach dem Schönen,
Ihr stürzet durch der Götter fromme Streiter.

Noch seht Ihr einzeln nur die Schwerter blinken,
Doch bald wird voller unser Chor ertönen,
Wer will, sei mit in Uns, ruft ein Geweihter!

Es lag durchaus nicht in meinem Plane, dieses Gedicht zu veröffentlichen. Der nächste Zweck war, solches einem vertrauten Freunde mitzutheilen, mit dem ich immer einen kleinen Kampf hatte, weil die Angriffe, welche Wieland, Matthisson und Andere durch die neue poetische Schule erfuhren, ihn gegen diese, meines Erachtens, mit ungerechter Bitterkeit erfüllten. Kaum aber hatte ein anderer Freund, der schon erwähnte Architekt Heine, das Sonett gesehen, so meinte er auch, daß es recht gut in den von A. W. Schlegel und Tieck angekündigten Musenalmanach passen werde. Da Heine ohnehin wegen der Flaxmanschen Umrisse zum Dante mit Schlegel correspondirte und eben im Begriffe stand, einen Brief an ihn abgehen zu lassen, dachte er, die Kleinigkeit mitzusenden. Doch das Anmaaßende, der darin geführten Sprache, durchaus nicht verkennend, nahm ich Anstand, darein zu willigen, gab auch seiner Ueberredung nicht eher nach, als bis er mir die Beobachtung eines gänzlichen Stillschweigens über den Namen des Verfassers auf seine Ehre zusicherte.

Nach einiger Zeit stellte mir der Architekt Heine, im Auftrage der Herausgeber, den fertigen Musenal-

manach zu, indem ich mein Sonett aufgenommen fand. Wie ich mich später gegen Tieck als Verfasser zu erkennen gab, sagte er mir, daß dieses Gedicht der einzige Beitrag im Almanach gewesen, von dem die Herausgeber auch gar nicht hätten ahnen können, wer wohl der Verfasser sein möge.

Eine sehr freudige Erinnerung gewährte mir fortdauernd die wohlwollende Aufnahme, die mir im Tieckschen Hause wiederfuhr. Es bestand damals aus seiner Gemahlin, ihrer Schwester, der seitdem verstorbenen Malerin Fräulein Alberti und seiner, erst etwa drei Jahr alten, Tochter Dorothea, einem gar lieben, wohlgestalteten Kinde. Eine wahre Lust war es, die Kleine an einem, ihrer Größe ganz anpassenden, niedrigen Tischchen sitzend im feierlichen Ernste ihres Spiels begriffen zu sehen. Jedes von den mannigfachen dazu gehörigen Sächelchen schien eine sehr wichtige Bedeutung zu haben und was sie damit vornahm, sah aus, als ob es auf tiefen Combinationen beruhe. Das scharfe, klare Auge, das die mit ihr ein Gespräch Anknüpfenden mit heiterm Ernste anzuschauen pflegten, wies bereits auf den seltenen Geist hin, den Dorothea in der Folge, unter andern auch als Theilnehmerin an der trefflichen Uebersetzung des Shakspeare, beurkundete. Sie war schon damals die Freude des ganzen Hauses und das Wohlgefallen eines jeden

Gastes, der nur einigen Sinn für die köstliche Erscheinung einer so liebevollen, als ausgezeichneten, Kinderseele mitbrachte.

Tieck hatte noch nicht lange seine Wohnung in Dresden aufgeschlagen, als auch schon seine ungemeine Kunst im Vortrage von Schauspielen, ein Gegenstand der Bewunderung wurde. Jedes, besonders höhere Kunstwerk, erfordert einen Vorleser von mehr als gewöhnlicher Penetration, weil ohne eine solche, ein Eindringen in die mannichfache, feine Nüancirung des Dichters unmöglich wird. Und in wie seltenem Grade ein Scharfblick dieser Art Tieck eigen ist, darf wohl keinem seiner Verehrer nachgewiesen werden. Welch eines Vorzugs und Vortheils genießt also schon allein deshalb dieser Vorleser vor den meisten andern, gegen deren Geschicklichkeit im Allgemeinen nichts einzuwenden sein würde! Dazu aber kommt noch ein ganz herrliches, jeder möglichen Modulation fähiges Organ, mit dem es ihm in der Regel immer gelingt, die verschiedenen Stimmen und Arten der Aussprache bei den vorzutragenden Gesprächen so zu variiren und zu individualisiren, daß die, bei dergleichen für die Zuhörer immer etwas unbequem werdende, Nennung der Namen ganz unnöthig erscheint. Sollte den Zuhörer in solchen Fällen bel Tieck einmal der Zweifel anwandeln, welcher von den vorkommenden verschiedenen Personen die

Rede angehöre, dann kann man — wenn der Zuhörer sonst Auffassungskraft genug besitzt — beinahe für gewiß annehmen, daß die Schuld eher, an dem Vortragenden, als an dem Dichter liegt, der nicht gehörig dafür sorgte, dem dargestellten Charakter überall die nöthige Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks zu ertheilen.

Ganz wundervoll habe ich Tieck unter anderm, Shakspeare's Kaufmann von Venedig, vorlesen hören. Aber auch geringere drmatische Kunstwerke wurden durch Tiecks Virtuosität ungemein erhöht. Noch heute schwebt mir ganz klar das unendliche Vergnügen vor, womit Goldonis Diener zweier Herren aus Tieck's Munde mich erfüllte. Auch Lessing's Schatz erinnere ich mich, vor noch nicht sehr langer Zeit, unvergleichlich von ihm vernommen zu haben. Nicht weniger erhalten andere, als dramatische Werke durch Tieck's Vortrag, ein erhöhtes Interesse. — Dabei ist zu bewundern, mit welcher langen Ausdauer er sich dem Vorlesen zu widmen vermag, ohne daß die mindeste Kraftverminderung bei seinem Vortrage einträte. So las er eines Abends in fünf Stunden nach einander, ununterbrochen die erste Hälfte des Niebelungenliedes und die zweite am folgenden Abende.

Das, wenn ich nicht irre, von Bürger in neuerer Zeit zuerst wieder in die deutsche Dichtkunst einge-

führte, Sonett hatte hauptsächlich durch Tieck und die Gebrüder Schlegel einen so eigentlichen Glanz erhalten, daß so leicht damals kein Dichter darin sich unversucht ließ. Auch mich sprach die vollendete Dichtform ungemein an und was Tieck über mehre meiner Versuche gegen mich äußerte, konnte nur dienen, mir zu Bildung neuer Sonetten Muth zu machen. Eines Tages zeigte ich ihm folgendes:

Vernichtung.

Aus tiefem Strome locken Melodieen,
Gern möcht' ich in die zärtlichen versinken,
Den Lichtgestalten, die von dorther winken,
Gern an die Brust, die schauerliche, fliehen.

Des Himmels Glanz gebeut mir fortzuziehen,
Verachtend die, so hier sich selig dünken,
Möcht' ich den Strahl des goldnen Abends trinken,
In dunkler Nacht mit ihm dann zu verglühen.

So spricht mein Selbst mich an mit fremden Zungen,
Sagt, wie wir, Blumen gleich, in dunkeln Tiefen
Allein, den Pfad zur hohen Sonne finden;

Drum sei der Arm zur letzten That geschwungen!
Was säum' ich, da so treue Stimmen riefen,
Das Lebenslicht am Tode zu entzünden?

Tiecks Beifall machte mich glücklich. Dabei bemerkte er jedoch, daß es fast nöthig scheine, dem in dem Sonett ausgesprochenen leidenschaftlichen Worte die

christliche Ansicht gegenüber zu stellen. So entstand denn auch das Sonett:

Rettung.

Da traf ein Strahl von Golgatha den Thoren:
„Die Farben, die in Luft und Wasser brennen,
Die Töne, so den Pfad Dir fälschlich nennen,
Die Himmel selbst, sind nur aus Staub geborren."

„Den Blinden ist kein Heiland auserkoren,
Die von dem Staube nur nach Staube rennen,
Die andre Götter neben mir erkennen,
Sind mir ein Gräul und ewiglich verloren."

„Wer will Dich, wenn der Schöpfer schweiget, rufen,
Wer Dich vor seinem Schreckensworte schützen:
Wo lebt der Leib, in den ich Dich geschlossen?"

„Sieh auf Marien an des Thrones Stufen,
In ihrer Krone, sieh die Thränen blitzen,
Die sie geduldig unterm Kreuz vergossen.",

In Kurzem bildete sich in Tieck's Wohnung nicht nur ein Zusammenfluß aller hier ankommender Notabilitäten der sogenannten neuen Kunstschule, sondern auch überhaupt eine für die kräftigere Regung in der Literatur empfängliche Gesellschaft. Zu jenen Notabilitäten gehörten namentlich die Gebrüder Schlegel, der ausgezeichnete Bildhauer Friedrich Tieck, Bruder des Hauswirths, dessen Schwester, die seitdem verstorbene gefühlvolle Dichterin, Sophie Bernhardi

(nachherigen Knorring) nebst ihrem ersten Gemahl, dem Professor Bernhardi, als Grammatiker und Dichter rühmlichst bekannt, Steffens u. s. w. Eine Zeitlang hatte auch des letztern nachherige Gemahlin, Tieck's Nichte, die jüngste Tochter des verstorbenen Kapellmeisters Reichardt, dort ihre Wohnung, ein Fräulein von bewundernswerther Schönheit.

Zu den damals in Dresden lebenden Schriftstellern ist auch der, durch seine Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua und mehre andere Reisebeschreibungen, recht beliebt gewordene Christian August Fischer zu rechnen. Ein Mann von etwa dreißig Jahren, war er täglich auf Spaziergängen in Gesellschaft einer Madame Christiani zu sehen, mit welcher er seine Wohnung theilte. In der öffentlichen Bibliothek, die er stark benutzte, fand man ihn ebenfalls alle Tage, wenn ich nicht irre, so war es auch dort, wo ich seine Bekanntschaft machte. Sein Umgang hatte darum viel Anziehendes, weil er im Gebiete der neuern Schriftstellerei ganz lebte und webte und nicht leicht irgend eine auf diese bezügliche Notiz ihm verloren ging. Er sagte bei seinen literarischen Ausarbeitungen fast Alles in einem, nach dem Muster geistreicher Franzosen zugeschnittenen, kurzen Styl und verstand diesen auch mit großem Geschick zu handhaben. Uebrigens schien ihm das Merkantilische unbe-

dingt die Hauptsache bei seinen Schriften. Madame Christiani, ebenfalls Schriftstellerin, hatte in ihren recht gut geschriebenen Erzählungen viel Aehnliches mit seinem Vortrage. Eins ihrer, zu jener Zeit sehr beliebten Werkchen hieß: Gustav's Verirrungen, ein anderes: Honigmonate. Auch in der mündlichen Unterhaltung bewies sie große Feinheit und Eleganz. Weil die, unter dem Namen Althing geschriebenen unsaubern Romane allgemein auf Fischers Rechnung gesetzt wurden, so fragte ich ihn einmal gradezu darüber. Sichtlich betroffen antwortete er, daß er ein wahrhaftes Mißgeschick mit diesen Werken erlebe. Der mittellose Verfasser habe, unter Vorstellung seiner großen Noth, sich an ihn gewendet und ihn beschworen, ihm einen Verleger zu verschaffen. Das habe er denn gethan. Weil nun das Geschäft durch seine Hand gegangen, auch vielleicht von Seiten der Verlagshandlung zu besserm Vertriebe der Althingschen Schriften sein Name möge genannt worden sein, so schreibe man nunmehr ihm selbst diese Sachen zu. Zugleich bat er mich, wenn ich dergleichen hören sollte, ihn dieserhalb zu rechtfertigen. Wo die Rede gegen mich davon war, habe ich sein Verlangen wirklich um so bereitwilliger erfüllt, da die schmutzige Gemeinheit der Althingschen Werke mich anekelte und es mir leid that, wenn doch so vielleicht einem an ihnen ganz

Schuldlosen damit Unrecht geschähe. Welch ein Erstaunen aber glich dem meinigen, als vor ohngefähr acht bis zehn Jahren, beim Durchblättern eines in der hiesigen Arnoldschen Buchhandlung neu angekommenen ästhetischen Werks, wovon der Name des Verfassers mir entfallen ist, ich mich selbst als Autor der Althingschen Gemeinheiten aufgeführt finde. Zwar dünkte es mich nicht der Mühe werth, auch nur ein besonderes Wort hierüber öffentlich zu verlieren, bei dieser Gelegenheit glaubte ich aber doch einen so ganz unverdienten Vorwurf nicht ohne Rüge lassen zu dürfen.

Es wurde bereits früher bemerkt, daß die allgemeinere, literarische Bildung in Dresden vor noch gar nicht langer Zeit erst sich entwickelte und daß unter anderm auch ein für gesellige Freude empfänglicher Verein auf einem Weinberge, in der Nähe der Stadt, an der Elbe gelegen, zu dem Fortschreiten in dieser Hinsicht mit einwirkte. Recht rasch aber ging es damit nicht eben von statten.

Auffallend stellte sich mir dieses einstmals dar. Die Familie Tieck nebst A. W. Schlegel und dem Ehepaare Bernhardi gingen zu meiner großen Freude auf den Vorschlag ein, einen Tag auf diesem Weinberge zuzubringen, dessen köstliche Aussicht wohl dazu anlocken konnte. Allerdings war ich schon zuvor etwas

in Sorgen gewesen, daß wohl auch Regen eintreten könne und daß wenn auf diesen Fall meine damalige Gesellschaft und die eigentlichen Weinbergsbesucher näher als außerdem an einander rücken würden, die innere Verschiedenheit manche Stockung und Stille in der Unterhaltung hervorbringen dürfte. Zum Glück trat der schlimme Fall nicht ein, der wir sich nun ziemlich klar ergab, ein wahres Unglück gewesen sein würde. So schroff hätte ich mir nämlich den Gegensatz zwischen den alten und den neuen literarischen und gesellschaftlichen Meinungen und Ansichten doch nicht vorgestellt. Bei dem besten Willen von beiden Seiten sich einander zu nähern, wollte es doch schlechterdings nicht gelingen. Beiden fehlten durchaus alle Punkte gemeinschaftlicher Berührung. Literarische Autoritäten, die der und jener zum Vorscheine brachte, gewährten, da der Zeitstrom ihren Glanz fast gänzlich ausgewaschen, den Andern kein Anhalten weiter und wenn die Parthei dieser Autoritäten auch wohl die neue Schule hatte nennen hören, so schien sie sich doch nimmermehr vorgestellt zu haben, daß das junge Institut so gar ketzerische Maximen hegen könne, wie dann und wann ihm über die Lippe kamen.

Uebrigens muß ich zur Vertheidigung der wackern Berggesellschaft hinzufügen, daß grade an jenem Tage

zufällig der größte Theil der ausgezeichneteren Mitglieder abwesend war.

Als etwas Charakteristisches dieser Gesellschaft war eine seltene Einigkeit und Uebereinstimmung unter ihren Mitgliedern zu bemerken, deren doch mehr als fünfzig, und zwar die meisten davon mit Familie versehen waren. Lange Jahre hatte der Verein bestanden und die Mehrheit desselben erinnerte sich nicht, daß jemals bei ihr von besondern Statuten zu Aufrechterhaltung der Ordnung die Rede gewesen. Die allgemeinen Gesetze des Anstands und der Schicklichkeit schienen völlig hinreichend zu sein. Einstmals aber als von Seiten junger Gäste ein Mißbrauch vorgekommen war, fiel es auf Einmal einigen Mitgliedern ein, daß eine so große Gesellschaft doch gewisse, für ihren Zustand besonders eingerichtete, Gesetze haben sollte. Ei — sagte bei dieser Gelegenheit einer der Stifter des Vereins — Gesetze, die haben wir gehabt, das kann ich beschwören. Gleichwohl wollte sich lange keine Spur davon finden. Endlich sagte ein anderes Mitglied, welches die drei, zu Kundmachung der Ankunft, der am Sonntagsnachmittage allezeit, in Dresden abfahrenden Gondel, bestimmten Böller, gewöhnlich abzufeuern pflegte: Gesetze sind allerdings da gewesen. Da aber so lange die Gesellschaft existirt, auch kein einziges Mal nach ihnen gefragt wurde, so

sind sie zu einem nützlichen Gebrauche verwendet worden und ohngefähr vor vierzehn Tagen zu Ende gegangen. Der für das Nützliche so portirte Mann hatte sich nämlich ihrer angenommen und sie nach und nach als Pfropfe zu den Kanonen consumirt. Wenigstens ist es nicht das erste Mal gewesen, daß Kanonen den Gesetzen ein Ende gemacht haben.

Zu den geschlossenen Gesellschaften in der Stadt gehörte damals die Societät. Ihren früheren Statuten nach, mag sie nicht nur ausschließend für den Adel bestimmt gewesen, sondern sogar bei der, außerdem erforderten Unbescholtenheit, der Adel allein zur Aufnahme nicht einmal hinreichend gewesen sein. Wenigstens sind dem Vernehmen nach manche Hofbeamte, wie z. B. die Kammerjunker, nicht zugelassen worden. Später, als eine Spaltung vorkam und ein Theil der Socität einen neuen Verein unter dem Namen der Ressource bildete, fanden hierin Milderungen statt, so daß unter andern auch Bürgerliche Mitglieder werden konnten. Mit dieser neuen Gesellschaft vereinten sich in der Folge die Reste der Societät. Der noch immer fortbestehenden Ressource ist besonders nachzurühmen, daß in ihr eine sehr große Anzahl deutscher und ausländischer Zeitungen, Journale und Flugschriften zu finden sind.

Die Absonderung des Adels von dem Bürger-

stande, welche als eins der größten Hindernisse zeitgemäßer, allgemeiner Bildung betrachtet werden muß, ergiebt sich schon aus dem Wenigen, was über die Societät bemerkt wurde. Eine Folge dieser vom Adel veranlaßten Absonderung mag es ohnstreitig gewesen sein, was einen anderen geselligen Verein, der am 3. Mai 1836 seine funfzigjährige Existenz feierte, Anfangs vom Namen seines Hauswirths her, die Riesch'sche Gesellschaft, sodann aber die Harmonie genannt, bewogen hatte, sogleich bei seiner Errichtung festzusetzen, daß Adeliche die Mitgliedschaft bei ihr nicht erlangen könnten. Nur allzulange ist dieses Statut beibehalten worden, seitdem der überaus zahlreiche, zum Theil aus Männern in den höchsten Staatsämtern bestehende Verein, durch Acquisition eines sehr bedeutenden Hauses eine weit ansehnlichere äußere Gestalt gewonnen hat, wurde es jedoch förmlich abgeschafft. Auch mit diesem Vereine verbindet sich ein Lesekabinet, das aber keinesweges den literarischen Bedürfnissen so willfährig abhilft, wie das an die Rossource geknüpfte, sondern sich bis jetzt fast ausschließend auf deutsche, politische Zeitungen beschränkt.

Außer den oben genannten Gesellschaften reicht, so viel ich weiß, mit Ausnahme der „Conversation," keine der jetzt bestehenden bis in die ersten Jahre des Jahrhunderts, oder die Zeit zurück, von der hier so

eben vor der Hand zunächst die Rede ist. Auch in der „Conversation" aber wurde das literarische Bedürfniß nicht so freigebig, wie in der „Ressource" berücksichtigt.

Zusehends nahm in jener Periode die Zahl der Journalgesellschaften zu und die früher der Politik ausschließend gewidmeten, erstreckten sich immer mehr auch auf wissenschaftliche und belletristische Hefte und Blätter.

Mehre meiner Bekannten, besonders namentlich der bei der Hofbühne stehende Schauspieler Ochsenheimer, ausgezeichnet in den Rollen der Intriguanten und noch mehr in der Wissenschaft der Entomologie, munterten mich zu Versuchen im Lustspiele fast ohne Aufhören auf. Meine Fähigkeit dazu wollte mir nicht recht einleuchten. Wenigstens glaubte ich den Succeß meiner Erzählungen: der Mann auf Freiersfüßen, der Mädchenhofmeister und einiger andern, zunächst der Eigenthümlichkeit, in welcher der Erzähler sich darstellte, folglich der Subjektivität, verdanken zu müssen, einer Eigenschaft, die bei dem nach dem Objektiven hinstrebenden Drama wenig oder gar nicht geltend zu machen ist. Doch Ochsenheimer behauptete besonders vom „Mädchenhofmeister," das Lustspiel sei in diesem gewissermaßen schon fertig. Dem vielen Dialog darin fehle nur Kopf und Schweif dazu und wenn seine Theaterstudien und seine Insektensammlung

ihm die Zeit nicht allzusehr beschränkten, so würde er schon selbst gewiß dieser geringen Mühe sich unterzogen haben. Konnte ich mich auch davon nicht überzeugen und fand ich auch den Dialog in jener Erzählung viel zu redselig und zu sehr mit der Subjectivität des Darstellers tingirt, um ihn für dramatisch tauglich zu halten, so kam ich wenigstens auf die Idee, mich im Lustspiele wirklich zu versuchen. Es entstand auch ein Stück in 5 Akten unter dem Titel, das Hochzeitgeschenk. Schon während der Ausarbeitung wandelte mich mehrmals das Gefühl seiner Schwäche an. Vor Allem quälte mich ein Mangel an Fähigkeit, das wesentlich ganz Bedeutungslose, aber doch zur Klarheit des Ganzen nicht zu Uebergebende, in wenige, zweckmäßige Worte zu zwingen, und dem nöthigen Schlusse der Auftritte einen pikanten Anstrich zu geben. Ueberhaupt hatte die Zeichnung der Charaktere durchaus nicht die scharfe Begränzung, von welcher das eigentliche dramatische Leben am meisten bedingt wird. Gleichwohl forderten einige Bekannte mich auf, dieses Lustspiel nach Weimar zu senden, wo die dortigen Kunstfreunde einen Preis auf das beste, aufführbare Intriguenstück ausgesetzt hatten. Es gingen viele Versuche dahin ein. Einer davon würde auch ohnfehlbar den Preis erhalten haben, wenn nicht ein sehr wesentliches Hinderniß eingetreten wäre,

Das beste nämlich, der um ihn werbenden Lustspiele, war so wenig ein gutes, als alle übrigen. Mit Unrecht behaupteten damals Viele, der Preis hätte doch eigentlich demjenigen Stück zuerkannt werden müssen, welches für das beste der eingelaufenen gelten konnte. Wenn keins gut war, so verdiente auch keins den Preis, gab es doch in diesem Falle nicht einmal einen rechten Maasstab zur Würdigung des am wenigsten Unvollkommenen. Daß aber wirklich keines der eingesendeten sich des Prädicats: gut würdig machte, dafür bürgt schon allein der Name Göthe, der an der Spitze des Kunstgerichts sich befand.

Inzwischen hatte es die Firma Laun auch in mehrern angesehenen kritischen Instituten, zum Theil zu unverdienter, Ehre gebracht. Besondere Theilnahme an dem „Mann auf Freirsfüßen" gab eine unter dem Titel: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, herausgegebene Zeitschrift von G. Merkel zu erkennen.

Mehre Buchhandlungen fingen an Notiz von dem Namen Laun zu nehmen und wendeten sich an mich mit Anträgen. Einige Schriftsteller erzeigten ihm die Ehre, sich in derselben Weise der Darstellung zu versuchen. Einer, Names Döhnel, fügte einem ähnlichen Werke, das, unter dem Titel die Rosaschleife

und die Liebesbewerbung mit der Bemerkung „zwei komische Heirathsgeschichten in Friedrich Laun's Manier," im Jahr 1804 zu Zwickau erschien, eine Nachschrift an mich hinzu. Es würde meine Schuldigkeit gewesen sein, ihm für die darin geäußerte, nur allzugünstige, Meinung zu danken. Allein der Zufall hat mich erst nach langen Jahren mit der Existenz seiner Schrift bekannt gemacht. Auch von Theodor Hell ist bald nach Erscheinung des Mannes auf Freiersfüßen unter dem Titel: Lottchen, eine Erzählung herausgekommen, über welche eine im Jahre 1803 im Freimüthigen erschienene Anzeige Hubers sagt, daß ihr große Aehnlichkeit mit der Launschen Manier beiwohne. Vor dieser Erzählung hat wohl auch deren Verfasser den Namen T. Hell zum ersten Male gebraucht, mit dem er noch jetzt seine schriftstellerischen Productionen bezeichnet.

7.

Literarischer Verein aus Kind, Kuhn, Hell u. s. w. bestehend. — Verein bei dem Baron von Seckendorf. — Der Liederkreis. — Albina. — Reise nach Leipzig. — H. Steffens. — Das Ehepaar Sander. — Spazier nebst Gattin. — Matthisson. — Rochlitz. — Gruber. — Der Roman Rudolph von der Linden. — Unbequemlichkeit des angenommenen Namens Laun. — Todesfall. — A. Mahlmann. — Reise nach Berlin. — Das Sandersche Haus. — Der hyperboräische Esel. — Die Ehrenpforte für Kotzebue. — Literarische Partheien. A. Lafontaine. — A. Müller. — Der Freimüthige. — Kotzebue und Merkel. — Recension. — Sonette. — Curiosa. — Das Herz'sche Haus. — Friedrich Nicolai. — Die Mitlwochsgesellschaft. — Singakademie. — Mystification. — Kotzebue's Haus. — W. Schlegels Andacht zum Kreuze nach Calderon. — Abendessen bei Kotzebue. — Kotzebue am Familientische. — Improvisirtes Souffliren. — Soireen im Bernhard'schen Hause. — Schaubühne. — Fleck. — Iffland. — Friederike Unzelmann. — Benefizvorstellung. — Unzelmann. — Fräulein Döbbelin. — Luise Fleck. — Die Fräulein Mebus und Eigensatz. — Madame Eunicke. — Bethmann; Beschort und Mattausch. — Große Oper. — Weihnachtsausstellungen. — Erscheinung des Freimüthigen. — Tiedge; Feßler; Fischer. — Büry; Hummel; Langbein. — Abreise von Berlin.

Das Bedürfniß der Mittheilung, über literarische Gegenstände, wurde bei dem mächtigen Conflikt der Partheien immer dringender für jeden an Literatur und Kunst überhaupt Theilnehmenden. Es bildete sich daher ein kleiner Cirkel unter andern aus Friedrich Kind, Friedrich Kuhn, Theodor Hell, Seifried, Lautier u. s. w. und mir bestehend, welcher

wöchentlich einmal zusammen kam. Die Versammlung fand entweder in der Wohnung eines der Theilnehmer, oder in einem abgesonderten Zimmer eines öffentlichen Ortes statt. Um die in dergleichen Fällen sehr gewöhnlichen kostspieligen Steigerungen des Aufwands zu vermeiden, war die Frugalität des Genusses dabei das erste Statut. Thee und ganz einfaches Butterbrod kamen zum Vorschein. Die Hauptingrediens der Unterhaltung bestand in dem Vorlesen eigener, neuer Productionen. So viel ich mich erinnere, war daran gewöhnlich eher Ueberfluß als Mangel. Gleichgesinnte, mochte übrigens ihr literarische und politische Farbe sein, welche sie wollte, waren dabei immer gern gesehen. Ich erinnere mich, daß auch Tieck uns mehre Mal mit seinem Beisein erfreuete. Dergleichen regelmäßige Vereine sind hauptsächlich durch die dabei vorkommenden Meinungsäußerungen über literarische Gegenstände und die darüber entstehenden Diskussionen immer von großem Nutzen. Unläugbar aber würde dieser noch weit bedeutender sein, wenn auch die Vorlesungen eigenen Zuwachses der Mitglieder dieselbe Aufrichtigkeit empfinge, welche bei Beurtheilung fremder Aufsätze bemerkbar ist. Allein in der Regel beschränken sich die Hörenden, um den Producenten nicht weh zu thun, auf ein ungemessenes, breites Lob, welchem jeder Vernünftige gewiß einen partheilosen an-

ständigen und begründeten Tadel weit vorziehen wird. Dieselbe Ausstellung war auch häufig dieser Versammlung zu machen, die eine lange Zeit recht gewissenhaft von den meisten abgewartet wurde auch gewöhnlich vor der neunten Stunde aus einander zu gehen pflegte.

Ihr Aufhören fällt in eine Zeit, die ich hauptsächlich in Leipzig und Berlin zubrachte, so daß ich über die Ursachen keinen Aufschluß zu geben weiß. Wohl zwölf Jahre später erhielt ich eines Tages einen Besuch von einem Baron von Seckendorf, welcher von Zingst, seinem Gute kommend den Winter in Dresden zu verleben dachte. Er erinnerte sich jener literarischen Zusammenkünfte und äußerte den Wunsch, zuweilen in seiner Wohnung dergleichen Versammlungen zu unterhalten. Auf die Frage, wer von den hiesigen Dichtern wohl dazu einzuladen sein möchte, nannte ich ihm die Mitglieder des früheren Vereins und andern mir bekannt gewordene. Und so fand denn auch wirklich gar bald eine große, glänzende Versammlung bei dem Freiherrn von Seckendorf statt, an der nebst vielen Gebildeten zum Theil aus dem vornehmsten Stande, auch ein recht zahlreicher Damenkreis Theil nahm. Es wurden mehre Vorträge, einige extempore, gehalten, dazwischen Thee und Erfrischungen herumgegeben. Als ich nach dem Schlusse mit den Dichtern Friedrich Kind und Friedrich Kuhn hinweg

ging, kam die Rede auf unsern frühern literarischen Verein. Daran fügte sich von selbst der Wunsch ihn wieder aufleben zu sehen. Mehre ähnliche Gesellschaften bei dem Freiherrn von Seckendorf, zu denen wir allezeit geladen wurden, gaben Gelegenheit zur nähern Besprechung über die Regeneration eines Instituts dieser Art. Nach einiger Zeit bildete sich solches. Der dabei nunmehr beobachtete, größere Maasstab, die nach dem Beispiele des Freihern von Seckendorf eingerichtete, wesentliche Verschönerung der neuen Anstalt, erforderte eine hierzu passende häusliche Einrichtung. Unverheirathet, wie ich damals noch war, fehlte mir diese gänzlich und mit ihr das Recht zur Einladung von Damen in meine Wohnung, daher leistete ich schon in Kurzem Verzicht auf das Vergnügen diesen Zusammenkünften beizuwohnen.

Sie haben unter dem Namen des Liederkreises recht lange fort bestanden und der eigentliche Stamm derselben ist gewissermasen auf den, nun schon seit einer Reihe von Jahren existirenden gesellschaftlichen Verein, Albina genannt übergegangen, in dem auch noch bisweilen neben Conzerten, Bällen und Gastmahlen, literarische Genüsse wie in jenen Theezirkeln dargeboten werden.

Zu den Buchhandlungen, welche den Wunsch aussprachen, Erzählungen von mir in Verlag zu nehmen,

gehörte die Sandersche zu Berlin und ich gab ihr meine Zusage darauf. Hauptsächlich um den Buchhändler Sander persönlich kennen zu lernen und zugleich wegen meiner Theilnahme an der Zeitung für die elegante Welt, zu welcher ich eingeladen worden war, mit dem Herausgeber, dem Hofrath Spazier zu unterhandeln, reisete ich in der Ostermesse 1802 nach Leipzig. Das Glück wollte mir dadurch besonders wohl, daß ich in Dr. Heinrich Steffens, den ich im Tieckschen Hause kennen gelernt hatte, einen Reisegefährten erhielt, dessen Wohnung ich zu Leipzig im Gasthofe zum grünen Schilde theilte. Es war ein höchst anziehender Genuß, den auch im Aeußern sehr einnehmenden Mann, voll Geist und Seele, über Wissenschaft, Kunst und Leben sich mittheilen zu hören. Wie eine belebende Flamme flog ihm das begeisterungsvolle Wort vom Munde. Das bunte Treiben, der eben sehr bevölkerten Ostermesse, die Eleganz, welche damals noch während 11 und 12 Uhr des Vormittags Auerbach's und Hohmann's Höfe regelmäßig durchflutete, um sodann an öffentlichen Gasttafeln, unter denen die des Hotels de Saxe vorzugsweise besucht war, sich niederzulassen und nach aufgehobener Tafel ihre Strahlen in Rudolph's Kaffeegarten zu verbreiten, wurde so eben vom klarsten Maienhimmel begünstigt. Mein Reisegefährte und

ich verloren uns Anfangs gemeinschaftlich in dem muntern Strudel. Allein schon nach wenig Tagen machte ein Magnet, der stärker zog, als all das Durcheinander der glänzendsten Meßerscheinungen auf Steffens seine Kraft gelten. Er eilte zur schönen Braut Hanna Reichardt, nach Giebichenstein, bei Halle, ich hingegen überließ mich eine ganze Woche dem Wirbel der Messe. Der beste Gewinn daraus war eine ziemliche Anzahl interessanter Bekanntschaften. Zu diesen gehörte das Ehepaar Sander und vorzüglich die weibliche Hälfte desselben, eine nicht hohe, aber wohlgeformte Figur. Noch mit dem Reize der Jugend geschmückt, sprach aus ihrem zarten Gesichtszügen und besonders dem geistvollen Auge, eine ungemeine Anmuth. Von dem richtigsten Takte für alles Schickliche durchdrungen, hielt sie außerordentlich Haus mit der Rede, was Frauen gewiß jederzeit wohl ansteht. Dabei war aber ihre Rede in der Regel so klug und bedeutend, daß man der großen Tugend des weiblichen Schweigens an ihr zuweilen hätte feind werden können. Die Ironie, welche ihren feingeschnittenen Mund umspielte, war eine ihr auch in Worten zu Gebote stehende, scharfe Waffe. Zuweilen leuchtetete aus ihren Blicken eine recht wohlthuende Freundlichkeit. Wer aber von den vielen Männern, denen eine so liebliche Erscheinnng nicht gleichgültig war, ihr dar-

that, daß diese Freundlichkeit ihn zu falschen Hoffnungen verleite, der fühlte sich gewiß recht bald von dem Ausdruck eines zwar eiskalten, aber doch keinesweges unartigen Stolzes hinreichend gestraft und auf den rechten Weg zurückgewiesen. Es war bekannt, daß auch Göthe (der sie, wenn ich nicht irre, in Berlin kennen lernte) ein vorzügliches Interesse an der reizenden Frau gefunden und sie fortdauernd in gutem Andenken behalten hat. Seine Vorliebe für die Teltower Rüben, bewogen ihren Gatten zu der Aufmerksamkeit, davon mehre Mal Sendungen nach Weimar in Göthe's Haus zu machen. Den größten Ruhm verdiente unter anderm die ungemeine Einfachheit des Anzugs von Madame Sander. Und zwar stellte sich das eben in jener Messe, wo sie gemeiniglich mit ihrem Gatten im Hotel de Saxe speisete, an der dortigen, mit Gästen reichlichst besetzten, Mittagstafel heraus, weil gewöhnlich in ihrer Nähe eine andere, mit ihr bekannte Fremde, zu sitzen pflegte, welche grade die entgegengesetzte Maxime befolgte. Immer auf das prächtigste verziert, hatte diese Dame gewöhnlich ihr Brustbild, statt in ein bescheidnes Tuch gefaßt, mit allen Kleinodien ihres Schmuckkästchens überkleidet.

Er, der Buchhändler Sander, an Jahren seiner Gattin weit voraus, war von einer wahrhaft kolossalen

Natur, übrigens ein wackerer, recht lebendiger Mann, mit gesundem Verstande, dem aber für die neuen Ansichten in Wissenschaft und Kunst alle Theilnahme abging. Er betrieb sein Verlagsgeschäft mit ungemeinem Eifer und besaß unter anderm das besondere Talent recht zierliche Briefe zu schreiben. Wenn er bei Tische zuweilen zu wenig Mittheilungslust zeigte, so rührte das mit von seinem buchhändlerischem Rechnungsgeiste her, der ihm gemeiniglich aus dem Comptoir in die Gesellschaften folgte. Besonders aber war daran der Umstand Ursache, daß er nicht nur an Blödigkeit der Augen litt, sondern — was sonst selten damit verbunden ist — zugleich ungemein schwer hörte. Dies gab einst Anlaß zu einer komischen Szene in seinem Hause zu Berlin. Unter mehrern Gästen, welche eines Mittags bei ihm speiseten, befand sich einer, der einigen als ein besonderer Virtuos auf der sogenannten Mundharmonika bekannt war. Beim Nachtische bittet man ihn daher, sich auf ihr hören zu lassen. Der Hauswirth, dessen schwachem Auge die Voranstalten des, dem Wunsche seiner Bekannten sich fügenden Brummeisenkünstlers zur Ausübung seiner Kunstfertigkeit, so völlig entgangen sind, als seinem Ohre die früheren Bitten, betrachtet den eingetretenen Stillstand im Gespräch als einen Mangel an Stoff zu diesem und achtet sich für verpflichtet, demselben aus eignen Mitteln

abzuhelfen. Kaum aber hat er den Mund aufgethan, als auch schon die auf die bereits begonnenen Töne des Instruments ihre ganze Aufmersamkeit Richtenden, durch Wink und Hand dem wohlwollenden Wirthe Schweigen auferlegen. Betroffen hierüber verlangt er einige Auskunft von seinem nächsten Nachbar zur Rechten. Aber, ohne darauf zu antworten, schüttelt dieser über die Störung im Hören der Musiktöne, den Kopf, nicht ohne Darlegung einiger Empfindlichkeit. Der Nachbar zur Linken verfährt bald nachher gegen den ihn Fragenden ziemlich auf dieselbe Weise. Verstimmt über ein, seines Erachtens höchst befremdendes, Benehmen, überläßt Sander die, wie er glaubt, in tiefes Schweigen versunkene Versammlung ihrem Schicksale. Als aber kurz nachher, ein für die feinsten Klänge des Instruments zu entfernt von dem Künstler Sitzender, der aufgestanden ist, um sich in seine Nähe zu begeben, mit größter Behutsamkeit auf den Zehen, hinter dem Stuhle Sanders vorüber will, wird er von diesem am Arme gefaßt und gefragt, was er so eben wünsche. Allein sein jetziger Hauptwunsch, das Ohr im Genusse ungestört zu sehen, mag zuerst aus dem Auge des Vorübereilenden schauen, dabei ein Schweigen forderndes St, den Fragenden über alles Maas unsanft berühren. Sander kann sich nicht enthalten, vom Stuhle aufzuspringen, und Aufklärung über ein Benehmen zu ver-

langen, das ihn in Zweifel läßt, ob die eben sich hervorthuende Tollheit auf seiner oder auf der Seite seiner Gäste sei. Man kann denken, daß der freundliche Hauswirth, nach erfolgter Lösung des Räthsels zuerst und am lautesten über die Sache lachte und daß sie viel beitrug zur Erhöhung der Freude des Mahles.

Die genaue Bekanntschaft zwischen Sander's und dem Stifter der Zeitung für die elegante Welt, Hofrath Spazier, einem wegen Thätigkeit, Gewandtheit, Verstand und feiner geselliger Bildung zu Erreichung des mit diesem Werke beabsichtigten Zweckes ganz geeigneten Manne, dessen junge anmuthvolle, durch eine Fülle von Geist, Gemüth und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Gattin, eine geborene Berlinerin war, trug sehr viel zur Verschönerung des Kreises bei, der in der damaligen Ostermesse zu Leipzig auch der meinige war. Als besondere Zierde desselben ließ sich der gemüthvolle Dichter August Mahlmann betrachten, dessen Gemahlin, eine Schwester der Hofräthin Spazier, als vollendetes Muster von Geist, Herz und Frauensitte erschien. Sie waren die Töchter des geheimen Ober-Tribunal-Raths Meier in Berlin und sprachen wiederholt ihre Klage darüber aus, von dem dritten Theile des schönen Kleeblatts im väterlichen Hause entfernt leben zu müssen. Dieser bestand in ihrer Schwester Karoline, der noch leben-

den Wittwe Jean Pauls, zu welcher sie sich durch die süßesten Erinnerungen aus den Kinderjahren und der spätern Zeit hingezogen fühlten. Zufällig wurde ich an der Mittagstafel im Hotel de Saxe mit dem bereits in der Wiederabreise begriffenen Matthisson und Friedrich Rochlitz bekannt. Beiläufig hohle ich hier nach, daß schon ein Jahr früher in Leipzig mir die Freude der ersten Zusammenkunft mit dem Professor, jetzigen geheimen Hofrathe, Gruber geworden war, welcher mich zu Beiträgen für ein von ihm redigirtes, belletristisches Journal schriftlich aufgefordert hatte.

Den größten Theil des folgenden Sommers brachte ich in Leipzig zu, mich theils historischen Studien hingebend, theils mit Schriftstellerei beschäftigend. Aber die günstige Aufnahme meiner, unter dem Namen Laun erscheinenden, Kleinigkeiten verblendete mich keinesweges bis zu dem Grade, um nicht einzusehen, daß es nothwendig sei, dem Erzähler, die in ihnen durch mehre Werke bereits behauptete Rolle eines Mitspielenden abzunehmen. Die gutmüthige, sich selbst gern zum Opfer bringende Individualität Launs war nicht kräftig und vielseitig genug, um den darzustellenden Charakteren und Ereignissen fortdauernd zu einem hinreichenden, durch Mannichfaltigkeit seiner Wendungen ergötzlichen, reflectirenden Spiegel zu dienen.

Aber auch mit der bloßen Abnahme der Rolle dünkte mich nicht Alles Erforderliche gethan, wenn die, seiner festgestellten Persönlichkeit nach, ihm eigene Art des Vortrags überall beibehalten wurde. Das war denn die Ursache, weshalb ich einen Roman in dessen Ausarbeitung damals mein Hauptgeschäft bestand und zu dessen tiefem Ernste die Launsche Erzählungsmethode nicht ausreichen wollte, anonym in der Verlagshandlung, der bis dahin herausgekommenen Launschen Werke, der Crazischen zu Freiberg erscheinen ließ. Er hieß: Rudolph von der Linden. Obschon er mir nicht zur Hand ist, so erinnere ich mich doch, daß er zunächst den großen Conflict zwischen Kunst, Liebe und Leben darlegen sollte. Auch ihm wiederfuhr, wenigstens keine ungünstige Aufnahme. Doch wiewohl er einen Umfang von drei, indessen nur schwachen, Bänden gewann, mochte der Ausführung, wie ich bald nach seinem Erscheinen zu besorgen anfing, die erforderliche Klarheit abgehen. Wäre dies mir anders erschienen, so würde ich, was Anfangs mein Plan war, bei künftigen, mit der Launschen Individualität nicht ganz verträglichen, ernsten und tragischen Ausarbeitungen zu einiger Bezeichnung des Verfassers, mich auf dieses Werk berufen haben. Unter solchen Umständen aber hätte ich bei dergleichen Ausarbeitungen die völlige Namenlosigkeit dem Namen Laun gewiß vorgezogen,

wären die Verleger nicht gewöhnlich dafür gewesen, diesen bereits bekannten Namen den Titel beizufügen.

Ein Ausflug, den ich zu Anfange des Herbstes nach Dresden machte, gewährte mir eine um so freudigere Erholung, da die schon seit längerer Zeit wankende Gesundheit meiner geliebten Mutter eine leidlichere Richtung genommen zu haben schien. Noch am Morgen meiner Wiederabreise stand dieser Trost mir zur Seite, als die innige Liebe, welche ihr die Trennung erschwerte, auch mich mit düstern Ahnungen belasten wollte. Um so furchtbarer war aber auch mein Schrecken, wie mir auf der Reise schon, vor Meißen, ein reitender Eilbote ihren Wunsch meiner Rückkehr überbrachte. Sie war nämlich. wie er auf des heftig Erschrockenen Frage andeutete, plötzlich bis zum Sterben erkrankt und verlangte mich noch einmal zu sehen. Zwar warf ich zu Erfüllung ihres Verlangens mich sogleich auf das Pferd des Boten, als ich aber in Dresden anlangte, waren ihre Augen bereits seit einigen Stunden geschlossen für immer.

Zu den besonders glücklichen Ereignissen in meinem Leben, rechne ich die zu Leipzig gemachte nähere Bekanntschaft mit Mahlmann, damals seit Kurzem Mitbesitzer der Juniuss'schen Buchhandlung. Mahlmann gehörte zu den von der Natur vorzüglich Begünstigten. Imponirend, wie sein fast gigantisches

Aeußeres, war auch die ihm ganz zu Gebote stehende Macht der Rede. Bei einem schönen, wahrhaft kindlichen Gemüthe hatte er den durchdringendsten Verstand und schien für eine anerkannt gute Sache jeder Aufopferung fähig zu sein. Sein ganzes Herz war immer dabei, wo er sich für etwas mit Eifer verwendete, daher schlug ihm seine Verwendung gewiß nur selten fehl. Sogleich aus dem Stegreif gelang ihm oft ein Vortrag, wie ihn selbst berühmtere Redner, nach langem Nachsinnen und Studium, schwerlich zu Stande brächten. Sein mit blondem Haar umgebenes, einnehmendes, etwas blasses Gesicht, an sich freundlich, aber nicht selten durch einen tiefmelancholischen Zug zum Charakter des Erhabenen gesteigert und besonders das ausdrucksvolle, blaue Auge, unterstützte die Wirkung seiner Rede. Wer Gelegenheit hatte, ihn in gewissen, unter dem Schutz der Gesetze stehenden, brüderlichen Cirkeln, für Recht, Vaterland und die Menschheit überhaupt, sprechen, oder auch nur die Herzen der Versammelten zur Mildthätigkeit besonders auffordern zu hören, der wird den Eindruck nicht vergessen, den seine schönen Bestrebungen dieser Art hervorzubringen pflegten. —

Mehre, vom Buchhändler Sander mir geschriebene Briefe bewogen mich im Herbste des Jahres 1802 zu einer Reise nach Berlin, wo ich eine Zeitlang mich

aufzuhalten dachte. Ich hatte nicht Ursache die Ausführung dieses Entschlusses zu bereuen. Abgesehen von dem hohen, vielfachen Interesse, welches die preußische schöne Residenz darbietet, war schon das Sandersche Haus allein, ein sehr anziehender Erholungspunkt. Wie in allen dortigen, angesehenen Häusern, war der einmal darin Eingeführte, jeden Tag zur gewöhnlichen Theezeit willkommen. An Aufwand kostenden Glanz und Luxus kein Gedanke. Desto angenehmer und heimischer fühlte sich aber auch jeder in dem raumvollen netten, heitern Zimmer, am Theetische, wo die reizende Hausfrau das Amt des Einschenkens und Darbietens mit freundlicher Zierlichkeit verwaltete. Die Reibung zwischen den zwei einander immer heftiger entgegentretenden, literarischen Partheien war vielleicht nirgend so lebendig als eben damals in Preußens Hauptstadt. Kotzebue, der Verfasser des „hyperboräischen Esels“ hatte sich mit seiner Familie dahin gewendet, wo Doktor Garlieb Merkel, sein immer kampffertiger Genosse, den Wohnsitz aufgeschlagen. Zu ihnen rechnete man mehre ältere Notabilitäten, zum Beispiel den bei hohen Jahren noch ziemlich muntern Dichter Göking und den Buchhändler Nicolai den ältern. Von der neuen Schule prangten dort einige Koryphäen. Fichte, der Vater, durch den nicht lange zuvor erst in dem Buche „Nicolai's Le-

ben" ein äußerst bitterer Angriff auf diesen geschehen war, und August Wilhelm Schlegel, Verfasser der unter dem Titel: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" erschienenen Erwiederung des hyperboreischen Esels und des in der Zeitschrift Athenäum enthaltenen „literarischen Reichsanzeigers" welcher letztere besonders durch die witzigen Angriffe, auf manche zeither über jeden Angriff erhaben gewesene Autoritäten, wie vorzüglich Wieland, die Zahl der Gegner der jüngern Reformatoren sehr vermehrt hatte. Bernhardi befand sich ebenfalls darunter. Er hatte vorzüglich in einigen komischen Sonetten, Leuchtkugeln auf mehre, besonders auf Iffland, als dramatischen Dichter geworfen. Obschon bei dem Thee im Sanderschen Hause einer partheilichen Anfeindung in beleidigenden Worten der Anstand keinen Zutritt vergönnte und beiden Partheien dieser offenstand, so herrschte doch nicht nur im dortigen Zirkel, sondern in jedem der feineren Berlins die eine oder die andere Färbung vor. Um den Sanderschen Theetisch sammelte sich vorzüglich die neue Schule und deren Anhang. August Wilhelm Schlegel, Bernhardi, und, wenn er in Berlin war, Tieck, fanden dort sich ein. Adam Müller, damals noch bei der kurmärkischen Kammer als Referendar angestellt, erschien

mehre Mal in der Woche. So begegnete mir auch da zuweilen Friedrich Kramer, Körte und andere stille Verehrer der neuen Opposition. Trotz dem aber gefiel sich der alte ehrliche August Lafontaine, obschon von unverkennbarem Unmuthe über die, auch ihm widerfahrenen literarischen Verletzungen durch die Neueren, in dem von der Anmuth der Hauswirthin auf das erfreulichste beherrschten Kreise so wohl, daß er keinen Abend zu fehlen pflegte. Allerdings war sie viel zu fein und umsichtig, um den Mann, dessen Schriften der Kasse ihres Ehegenossen den entschiedensten Vortheil brachten, nicht seinen Aufenthalt in ihrem Hause durch zuvorkommende Güte möglichst angenehm zu machen. Man darf aber hinzufügen, daß auch von Lafontaine's Seite Alles geschah, ihr solches zu erleichtern. Eine Schilderung der Person desjenigen, dessen Schriften sehr lange Zeit den wichtigsten Einfluß auf einen sehr großen Theil des gebildeten, halbgebildeten und beinahe ganz ungebildeten Publikums ausübten, den man zusammen unter dem seltsamen Namen der „Lesewelt" zu begreifen pflegt, dürfte hier wohl an ihrem Platze sein. Es kann vielleicht keinen Autor geben, dessen Werke in so schreiendem Kontraste mit seiner Person und ganzen Art und Weise stehen, als es bei Lafontaine der Fall war. Wer hätte in dem mit einer Fülle der Gesundheit be-

gabten, wie das Wohlbehagen selbst aussehenden, dicken, freundlichen, alten Manne, die Masse von weißen und blaßblauen Frauenkleidern, rosenfarbigen Busenschleifen, wespenschlanken Taillen, großen, blauen, schmachtenden Augen und goldenen Locken gesucht, die er alljährlich auf so viele Bogen Papier aus den Aermeln schüttelte? Wer hätte gemeint, daß ein wohlgenährter Körper, wie der seinige ein solches unerschöpfliches Lager von zahmer und doch unbezwinglicher Sehnsucht, von leidenschaftlicher Tugend, und tugendhafter Leidenschaft, von züchtigen Liebesseufzern, Thränenfluten und mit Einem Worte von dem gesammten Apparat des damaligen sentimentalen Herkommens, in sich beherbergen könne? Jede seiner zahllosen Verehrerinnen stellte sich ihn unfehlbar, wie einen fast körperlosen, dünnen, zarten, transparenten Incroyable vor und fiel aus allen ihren Himmeln, wenn sie sah, daß er in seinem altväterischen Anzuge weit eher einem mit Fleisch und Blut reichlich versehenen Schafzüchter glich, der die eben aus seinem vollen Gesichte leuchtende Bonhomie, dem Wollmarkte verdankt, wo er alle seine Waaren zu unerwartet hohem Preise absetzte. Dazu quoll, während seine Feder die weichsten, zartesten, süßesten Gefühle zu Papiere brachte, dem gefeierten Schriftsteller fortdauernd eine Rauchtabakwolke aus dem Munde. Aber die Bonhomie beruhete bei

Lafontaine keinesweges auf so zweideutiger Grundlage, wie bei jenem Schafzüchter, sie war vielmehr eine wahrhafte Tugend, weil sie unmittelbar aus seinem Herzen, einem Herzen voll inniger Liebe und Güte kam. Ich bin überzeugt, daß sogar diejenigen Frauen, die in seinen Schöpfungen verliebt, von seiner Persönlichkeit, die sie sich ganz anders gedacht hatten, im eigentlichen Verstande zurückgeschreckt worden, diese Persönlichkeit, bei näherer Bekanntschaft gewiß besonders liebgewonnen hätten. Und das war denn auch bei Madame Sander der Fall; sie wurde durch die stete Heiterkeit, durch das auf wirklich liebenswürdige Weise sich darlegende Wohlwollen des graden, aufrichtigen, drolligen Mannes gewiß so sehr zu ihm hingezogen, als durch die früher bemerkten finanziellen Rücksichten. Dankbar für ihre nicht zu verkennende Aufmerksamkeit auf seine Wünsche, unterließ dafür auch Lafontaine nicht, ihr, vermöge seines Einflusses auf ihren Gatten in manchen Fällen, wo ein Vermittler in wirthschaftlichen Angelegenheiten zwischen ihm und ihr nöthig war, sich dieses Geschäfts zu unterziehen und gewöhnlich mit dem besten Erfolg. Wenn übrigens der Buchhädler Sander wirklich große Ursache hatte, die einträgliche Verbindung mit Lafontaine möglichst zu kultiviren, so gereichte solche auch letzterm zu besonderm Vortheile. Lafontaine sagte:

Wenn ich einmal etwas nieder geschrieben habe, so mag ichs nicht wieder le en. Dieser Maxime gemäß, sendete er seine Handschrift gewöhnlich ohne alle Revisionen der Verlagshandlung zu. Sander, ein selbst sehr guter Stylist, konnte sich nicht enthalten, ihm wegen der ungemeinen Sorglosigkeit und Nachlässigkeit eine Bemerkung zu machen und dabei um die Freiheit anzusuchen, in ähnlichen Fällen das Nöthige abändern zu dürfen. Lafontaine, herzlich froh, über ein Erbieten, daß ihn auch für die Zukunft der Durchsicht seiner Manuscripte überhebt, giebt ihm auf der Stelle volle Macht und Gewalt dazu. Und Sander hat diese Concession bei Lafontaine's Munuscripten nicht nur im Nothfalle benutzt, sondern auch hier und da recht wesentliche Veränderungen am Texte gemacht. Lafontaine verkannte keinesweges den Nutzen dieser Mühe seines Verlegers. Es ist auch nicht zu läugnen, daß alle in Sanders Verlage erschienenen Werke des beliebten Schriftstellers, sich wirklich in Ansehung der Correktheit und Rundung des Styls vor denjenigen vortheilhaft auszeichnen, die aus andern Buchhandlungen hervorgegangen sind.

Schon früher gedachte ich des Unmuths Lafontaine's über mehre, ihm von Seiten der neuen Schule geschehene literarische Angriffe. Dieser Unmuth mag wohl durch einen, ihm in Leipzig begegneten Vorfall,

bedeutend vermehrt worden sein. Im Mahlmannschen Hause, wo man Lafontaine's Abneigung gegen die neue Schule kannte, hatte eines Abends, ich weiß nicht mehr, ob der Zufall oder eine vorhergegangene Einladung, Gäste versammelt. Nachdem Lafontaine eine ziemliche Zeit lang mit Friedrich Schlegel, Tieck, Franz Horn und Adolph Wagner, am Theetische, vermuthlich ohne sie zu kennen, geplaudert und besonders mit Behagen sich über mehre seiner Schriften herausgelassen hatte, fragt er endlich seinen Nachbar, den Hauswirth, nach dem Namen des ihm grade über Sitzenden. Es ist Friedrich Schlegel, der mit Adolph Wagner sich eben in ein Gespräch vertieft hat. Mahlmann, um Lafontaine mit einem, diesem unangenehmen, Namen zu verschonen, stellt sich, als glaube er, sein Nachbar habe des Andern Namen zu wissen verlangt, und Lafontaine ist auch für den Augenblick mit dem Namen Wagner zu seiner Zufriedenheit abgefunden. Allein in der Folge verräth sich die Wahrheit doch und der davon Betroffene ergreift die erste beste Gelegenheit zum Hinweggehen, die Bedienung, noch am Tische zu sehr beschäftigt, um ihn zu begleiten, überläßt den die Treppe hinunter eilenden Lafontaine seinem Schicksale. Kaum ist er aber hinweg, als auch die genannten übrigen Gäste sich nicht enthalten können, der Un-

befangenheit zu gedenken, mit welcher er, grade Tieck und Schlegel gegenüber, seine literarischen Productionen hervorgehoben, und darüber in einen ziemlich lange dauernden Scherz und ein immer wieder von Neuem beginnendes Lachen auszubrechen. Lafontaine jedoch, die Hausthür verschlossen findend, kehrt in die Versammlung zurück. Zu seinem großen Erstaunen hört er nun dort, von denen, welche seine Rückkehr nicht im mindesten wahrgenommen, die unumwundenste, durch das dazwischen schallende Lachen nur noch beißender werdende, Kritik über seine Werke und seine Freude an diesen. Kein Gedanke an die Möglichkeit einer Reparatur der ihm wiederfahrenen Beschädigungen. Endlich redet der Betroffene mit stark alterirter Stimme den Hauswirth also an: „Lieber Mahlmann, ich möchte gern fort, kann mich aber nicht aus dem Hause finden.“ Hierauf nun platzt Friedrich Schlegel lachend mit dem Worte heraus: „Ei, Herr Lafontaine, das ist ein eigenthümliches Verhängniß. Grade so geht es Ihnen ja fast in allen Ihren Romanen. Aus denen können Sie sich auch immer nicht wieder herausfinden!“

Mahlmann, der mir den Vorfall, (mit einigen, ohne Zweifel auf einen Irrthum seines Gedächtnisses beruhenden Abweichungen, wie mir erst vor Kurzem von einem dabei gegenwärtig Gewesenen versichert

wurde,) erzählte, fügte hinzu, er sei von Lafontaine recht ernstlich darüber zur Rede gesetzt worden, daß er ihm den rechten Namen seines Vis-a-vis verheimlicht habe.

Doch ich komme zum Sanderschen Hause zurück. Zuweilen fanden bei den dortigen Theen auch kleine Vorlesungen statt. So brachte eines Abends der Buchhändler Reimer, das bekanntlich in seinem Verlage späterhin erschienene, dramatische Gedicht: Lakrymas von Wilhelm von Schütz zu diesem Zwecke mit. Reimer selbst trug es vor, bis ich ihn zuletzt hierin ablösete.

Einer der interessantesten Theilnehmer der dortigen angenehmen Abende war der schon erwähnte Adam Müller, später zu Dresden in Gemeinschaft mit Heinrich von Kleist, Herausgeber der Zeitschrift Phöbus und seiner in Dresden gehaltenen Vorlesungen über Literatur, und noch später eine ziemliche Reihe von Jahren kaiserlich österreichischer Generalconsul in Leipzig. Der damals bei seinem Vater, welcher, wenn ich nicht irre, ein Rentmeisteramt bekleidete, in Berlin wohnende, noch sehr junge Mann, in der Politik ein Schüler des zu jener Zeit in England sich aufhaltenden von Genz, mit dem er auch fortdauernd in dem freundschaftlichsten Vernehmen stand, deutete durch seine ganze Art und Weise bereits die Stellung an, die er künftig einzunehmen strebte,

wozu er auch nachher wirklich gelangt ist und in der er sich zuerst in Wien und sodann während seiner consularischen Funktion mehrmals zu wichtigen diplomatischen Geschäften abberufen und, wenn ich nicht irre, zuletzt auf einen sehr ansehnlichen Posten in Oesterreichs Hauptstadt erhoben, mit größter Auszeichnung behauptet hat. Bei einem, etwas Anspruch ausdrückenden, aber nicht unangenehmen Aeußern, war er im Anzuge immer äußerst sauber und fein, elegant und modern, ohne jedoch im mindesten an das Geckenhafte zu streifen. Die Jugend seines Ansehens widersprach einer dreißigjährigen Praxis von der sein glattes, hofmännisches Benehmen zu zeugen schien. Mitten aus seiner Verschlossenheit schoß indessen überall das Leuchten eines tiefen, lebendigen Geistes hervor. Recht mannichfache Kenntnisse blitzten auf aus dem kurzen rhapsodischen oft epigrammatischen Tone seiner Rede. Wo sie aber einmal nicht ausreichen wollte, da verstand er's, doch dieses durch eine geschickte Wendung so glücklich zu maskiren, daß Niemand leicht dahinter kam. Ein scharfer Verstand half ihm auch gewöhnlich in Durchführung und Vertheidigung, zuweilen gar seltsamer, Sophismen und Paradoxen, einer großen Liebhaberei Adam Müllers. In der Politik war Edmund Burke, das von ihm angebetete Ideal, übrigens fehlte es ihm keinesweges an Ge-

fühl und Gemüth. Wer sein Vertrauen gewonnen hatte, gegen den bewies er sich als ein Freund voll Treue und zu den größten Aufopferungen fähig. Ohnstreitig gehörte die ganze Kraft der Haltung von Madame Sander dazu, daß seine leidenschaftliche Verehrung dieser liebenswürdigen, auch ihn besonders schäzzenden Frau, nicht in ein zu mißbilligendes Verhältniß ausartete. Denn eine ziemlich lange Zeit waren offenbar ihre Augen die einzigen Sonnen seines Lebens. Aber diese Sonnen zeichneten ihm auch sichtbar die Linie vor, auf der er sich zu halten hatte und auf der er sich so geschickt hielt, daß fremde Blicke keinen Verdacht irgend eines Bestrebens nach ihrer besondern Gunst ihm abzumerken vermochten. Ein einziges Mal, weiß ich, führte seine leidenschaftliche Verstimmung ihm nicht nur über diese Linie weit hinaus, sondern sie machte ihn überhaupt der gewöhnlichen, strengen Gemessenheit seines Betragens völlig treulos. Der Thee war grade an diesem Abende wenig besucht. Niemand da außer Müller, ich und noch zwei Herren. Leztere, ebenfalls Anhänger der neuen Schule und ich glaube sogar als Schriftsteller bereits vortheilhaft bekannt, befanden sich grade auf einem kurzen Durchfluge durch Berlin. Natürlich ließ sich die, Sitte und Anstand nie aus den Augen setzende Hauswirthin angelegen sein, das von ihnen mit ihr angeknüpfte

laute, von einem Gegenstande zum andern forthüpfende Gespräch durch Erwiederung aufrecht zu erhalten. Nachdem nun Müller schon einige Mal mir seine Verwunderung über die Engelsgeduld der Dame bezeugt hatte, verlor sein Mißmuth zuletzt alles Gleichgewicht und brach in die Worte aus: Wie nur eine solche Frau sich mit solchen — — — so lange abzugeben im Stande ist! Die Worte waren nicht leise genug gewesen, wenigstens für das feine Gehör der Hauswirthin. Sie beschwerte sich am folgenden Abende gegen mich über diese große Uebereilung des Erzürnten und meinte, daß so ungern sie auch auf seine Gesellschaft Verzicht thun würde, sie sich solches doch schuldig sei, wenn er's jemals wieder zu einem ähnlichen Ausbruche sollte kommen lassen.

Auch der Hauswirth kam, doch gewöhnlich erst zwischen acht und neun Uhr, von seinem Comptoir, um diesen Theen beizuwohnen. Kein Wunder, daß er selten anders als etwas lakonisch dem Gespräche über literarische Gegenstände beitrat. Sein Comptoir war ein eigentlicher Heerd der Gegenrevolution wider die neuen Ansichten in Kunst und Literatur. Kotzebue und Merkel fanden sich dort, nebst beinahe lauter solchen Gelehrten ein, die für die herkömmlichen Grundsätze und Autoritäten leben und sterben zu müssen meinten. Besonders wurde auf diesem Comptoir die

Errichtung der furchtbaren Hauptbatterie besprochen und vorbereitet, wodurch Alles, was auch nur mit dem Schein einer Waffe für die neuen Stürmer des alten literarischen Olymps sich blicken ließe, zu Grund geschossen werden sollte. Eine neue Zeitung, der für die elegante Welt ähnlich, sollte das werden, die Kotzebue, wie Falk in seinem Buche über Göthe erzählt, zunächst durch eine von diesem erlittene Beleidigung veranlaßt, unter dem Titel: „der Freimüthige" herauszugeben unternommen hatte. Zwar betheuerte ihr künftiger Verleger, der Buchhändler Sander, daß es diese Veranlassung, die, obschon bekanntlich Falks Werk erst viel später erschien, bereits damals im Publikum genannt wurde, gewiß nicht sei und schon darum nicht sein könne, weil er sich von dem Verlage des Freimüthigen los sagen würde, sobald es einer bloßen Partheischrift gegen irgend Jemand, zumal gegen den, auch von ihm hochverehrten, Göthe, gelte. Die neue Zeitung solle blos der freimüthige Ausspruch reiner Wahrheit sein und beiden literarischen Partheien ihr Recht wiederfahren lassen. Der ehrliche Mann glaubte ohnstreitig, das, was er hiermit sagte. Er war zu befangen, um einzusehen, daß von dem leidenschaftlichen Herausgeber des Freimüthigen der gleichen nicht zu erwarten sei. Uebrigens gestand er mir ein ander Mal selbst, es sei eine besondere Maxime Kotzebues, mit Strenge über die

Gesinnung eines jeden Mitarbeiters am Freimüthigen zu wachen und ihn aufzugeben, sobald sich irgend ein Hang zu der neuen Kunstschule in ihm darthue, damit nicht allmählig in dem neuen Blatte giftiges Unkraut der guten Saat nachtheilig werde. Je häufiger sich übrigens Kotzebue und Merkel im Sanderschen Comptoir einstellten; desto sorgfältiger vermieden sie die Abendversammlungen des Hauses. Bei einem Mittagsessen erinnere ich mich jedoch zugleich mit Kotzebue und Adam Müller dort gewesen zu sein. Was Merkel anlangt, so war überhaupt als ich nach Berlin kam, einige Spannung zwischen ihm und dem Hauswirthe eingetreten. Als hauptsächliche Veranlassung dazu gab man folgenden Vorfall an. Sander, ein sehr friedlich gesinnter und gutmüthiger Mann, hatte einige Zeit zuvor die Absicht gehabt, eine Annäherung beider Partheien zu versuchen, und daher gewagt, den Verfasser des hyperboräischen Esels mit dem der Ehrenpforte an seinem Mittagstische zu vereinigen, auch mehre andere Gäste beider Partheien, unter denen Merkel sich befand, dazu zu ziehen. Natürlich war jedoch durch die beiden Schriften alles Fundament zu einer Ausgleichung unmöglich geworden. Merkel äußerst erhitzt und erbittert vor dem Schlusse des Mahles hingweggeeilt, trifft in der Straße einen Bekannten. Auf die Frage woher? soll er das Haus und

die eben verlassene Gesellschaft genannt und hinzugefügt haben, er stehe eben in Begriff, in die erste, beste Kneipe zu gehen, um nur unter vernünftigen Menschen sich wieder etwas zu erholen. Sander, behauptet man, habe das wieder erfahren und sich mit Merkel hierüber sehr veruneinigt. Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Vorfall, wenn er überhaupt stattgefunden, durch die Trompete der Fama einen viel rauhen Klang erhalten hat. Merkel war ein, schon den Aeußern nach, recht netter, zierlicher Mann, dazu von vieler geselliger Bildung und deshalb unstreitig gewohnt, weder Kneipen zu besuchen, noch auch seinen Verdruß in so rohen Redensarten auszulassen. Als Ursache zur Vermehrung der Spaltung zwischen Merkel und Sander nimmt man noch folgenden Umstand an: Ersterer gab damals, wie bereits erwähnt wurde, die Monatschrift: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der Literatur heraus. In ganz Berlin verbreitete sich immer mehr die Rede, daß dieses Frauenzimmer kein anderer Mensch sei, als Madame Sander. Bei dem damaligen Meinungskampfe konnte es nicht fehlen, daß hierüber Viele an der Quelle Gewißheit zu erlangen suchten. So wurde denn die Dame bald von den Anhängern der conservativen Parthei gefragt, ob sie wirklich auch diese Briefempfängerin in ihrer Person

zu verehren hätten, bald von der destructiven Parthei geneckt, daß sie, dem allgemeinen Gerüchte nach, es sei. Vielleicht fühlte sie sich hierdurch zu einer Beschwerde gegen ihren Gatten veranlaßt. So viel ist gewiß, daß er jenem Gerüchte, als sei Merkels literarisches Frauenzimmer seine Frau, öffentlich widersprach und daß Merkel den Widerspruch sehr übel soll genommen haben.

In dieser Monatsschrift stand, wie ich auch schon bemerkte, eine offenbar nicht unbefangene, allzu günstige Anzeige von meiner Kleinigkeitt der Mann auf Freiersfüßen. Merkels Ueberschätzung des Büchleins rührte vielleicht von einer besonders glücklichen Stimmung her, in der er dessen Lektüre vorgenommen. Er glaubte mit Zuverläßigkeit behaupten zu können, daß der Name Laun eine neue Pseudonymität Anton Walls, (der bekanntlich Heyne hieß,) sein müsse. Bald nachher berührten mich die Briefe an ein Frauenzimmer von Neuem, aber keineswegeს auf eine so wohlwollende, sanfte und schmeichelhafte Weise, in der Beurtheilung eines, im Sanderschen Verlage unter dem Namen: Prinz Gelbschnabel herausgekommenen Mährchens. Diesem, hieß es darin, sähe man allerdings an, daß sein Glaube an die Indentität Anton Walls und Launs ein bloßer Irrthum gewesen sei. Merkwürdig wird mir der Abend

im Sanderschen Hause bleiben, wo das neue Heft, in dem die Recension sich befand, am, diesmal mit Gästen reich besetzten, Theetische von Hand zu Hand ging, als ich eben eintrat. Wie einen längst Erwarteten, empfing man mich mit lautem Frohlocken. Jetzt hören Sie einmal! hieß es, und so las mir einer der anwesenden Herren, ein guter Bekannter Adam Müllers, die Anklagakte mit vielem Pathos vor. Fast ohne Aufhören während dieser Zeit von den Blicken aller männlichen und weiblichen Anwesenden festgehalten, würde mir der Zustand schon darum peinlich gewesen sein, weil man bei solchen Gelegenheiten das stark compromittirende Roth- oder Blaßwerden nicht immer in der Gewalt hat. Eine große Erleichterung mußte mir jedoch das gewähren, daß man mir sogleich beim Eintritte zu der mißbilligenden Anzeige Glück gewünscht hatte und letztere offenbar als eine Art von Reparation d'Honneur, wegen des von Merkel meinem „Manne auf Freiers-Füßen" gespendeten Weihrauchs betrachtete. Aufrichtig zu gestehen, stellte sich mir die Sache keinesweges aus diesem Gesichtspunkte dar. Abgesehen, von der Partheiligkeit, war Merkel zu Beurtheilung des Gegenstandes völlig geeignet. Ueber ein Mährchen, wie „Prinz Gelbschnabel" sein sollte, mußte jedem verständigen Manne so gut, wie über eine Erzählung von der Gattung des Mannes auf Freiers-

Füßen, ein Urtheil zustehen, und Merkel hatte sich, wo keine Befangenheit seinen Sinn umnebelte, als ein solcher im Allgemeinen überall kund gethan. Große Leidenschaftlichkeit stach allerdings, so viel ich mich erinnere, aus seinem Urtheilsspruche hervor, aber mir ahnete, leider, schon selbst die Unvollkommenheit des Werkchens, dem Plane und der Ausführung nach, so sehr, daß ich den mir vorgespiegelten Triumph für eine Niederlage betrachtete. Ob übrigens die Gründe, auf welchen Merkels Urtheil beruhete, mit denen zusammentrafen, aus denen ich selbst zum Theil mit dem Werke unzufrieden war, bin ich ganz außer Stande zu sagen. Beim Vorlesen im Sanderschen Hause, durch die allgemeine Beobachtung, deren meine Person unterlag, zu zerstreut und durch des Kritikers Leidenschaftlichkeit zu befangen, blieb ich grade für das Wesentliche der Recension beinahe ganz unempfänglich. Jene unverkennbare Leidenschaftlichkeit lenkte auch nachher meine Aufmerksamkeit so völlig ab von dieser Beurtheilung, daß ich selbst das Heft, worin sie stand, niemals in meine Hand genommen habe. Eben so ist mir keines der folgenden Hefte des Journals je zu Gesicht gekommen.*) Ob in diesem noch Ausfälle gegen mich geschehen sind, weiß ich

*) Erst in der neuesten Zeit habe ich Gelegenheit gefunden, diese alte Zeitschrift zu durchblättern und glaube daher dem Verfasser die Zurücknahme des obigen Vorwurfs einer besondern Leidenschaftich-

daher nicht, doch soll, dem Vernehmen nach, der Herausgeber darin die volle Schaale seines Zorns wiederholt ausgeleert haben über das, im Musenalmanach von Schlegel und Tieck vorgekommene, Sonett eines Ungenannten: der Streit für das Heilige das, wie ich bereits erwähnte, mich zum Verfasser hatte. Dabei hat mir Doktor Merkel, freilich ohne es zu wollen, die große Ehre erzeigt, A. W. Schlegel für den Verfasser zu halten. Jeder, mit der ungemeinen, innern und äußern Vollendung der Schlegelschen Sonette nur einigermaßen Bekannte, wird zwar sicher nie jenes, an mancher Unvollkommenheit kränkelnde, Gedicht auf Rechnung dieses Meisters gesetzt haben, doch halte ich mich für verpflichtet, die mir selbst unbekannten, vielleicht aber doch zum Theil verdienten, Vorwürfe hiermit auf meine Schultern zu nehmen.

Einige Abneigung Merkels gegen mich, mochte mir wohl meine nicht verläugnete Verehrung der Vorsteher der neupoetischen Schule, zugezogen haben. Besonders sollen ihn auch, wie mir Kotzebue späterhin eröffnete, die beiden ebenfalls früher besprochenen Sonette: Vernichtung und Rettung, welche ich zu dem von Vorerwähnten herausgegebenen Musenal-

---

keit gegen mich schuldig zu sein. Ich gestehe sogar, daß manchem, nur leider, in abstoßendem Präceptortone ausgesprochenen Tadel über meine Kleinigkeiten etwas Wahres zum Grunde liegt.

manache beigetragen, gegen mich erbittert haben. Da diese Sonette durchaus nichts Polemisches enthalten, so würde man eine solche Erbitterung unbegreiflich finden. Allein die Partheiwuth ging damals wirklich so weit, daß schon die Sonettform allein, deshalb weil die neue Schule sich deren sehr häufig bediente, von ihren Gegnern als eine Sünde wider den heiligen Geist ihrer Ansicht, betrachtet wurde. Je ferner bereits die damalige, in ihren Folgen ungemein wichtig gewordene, literarische Uebergangsperiode der Gegenwart steht, und jemehr von den zu ihrer richtigen Beurtheilung gehörigen charakteristischen Einzelheiten auf dem langen Pfad bis hierher verloren gegangen, um so weniger ist es wohl einem im damaligen Zeittreiben mit Befindlichem zu verargen, dieses und jenes verflatterte, von seinem Gedächtnisse aber aufbewahrte Curiosum den Jetztlebenden vorzulegen. Schon einige Zeit vor meinem Aufenthalte in Berlin cursirte ein Sonett an Merkel, welches A. W. Schlegel zugeschrieben wurde. Ich würde Bedenken tragen, es zu veröffentlichen, da es vielleicht nur handschriftlich umherging, hätte nicht der Betheiligte, Merkel selbst, zu Veranstaltung eines Abdruckes desselben, ich glaube im damaligen Reichsanzeiger und noch einer andern Zeitung, sich bewogen gefunden.

Es lautete:

Als Knecht hast für die Knechte Du geschrieben,
Als Samojede für die Samojeden.*)
Gern möchtest Du Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist Dein eigner Geist leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst Du Dich entblöden,
Zu Kneipen, Clubbs, Merkuren,**) Deine schnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen,
Die Charitee,***) sie selbst noch auszumärkeln.
Genie, in Hennigs Genius †) Dich zu betten.

Kamst Du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr' in's Vaterland ††) um da zu ferkeln.

Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkel nur.

Später sollte Merkel einmal bei der Beurtheilung irgend eines poetischen Werkes die Terzine mit dem Triolet verwechselt haben und es erschien hierauf, ich glaube in der Zeitung für die elegante Welt, folgendes Triolet:

---

*) Bezieht sich auf Merkels Buch über die Letten.

**) Wieland's Zeitschrift dieses Namens.

***) Merkel hatte über die Berliner Charitee geschrieben.

†) Das Journal von Hennigs: der Genius der Zeit.

††) Unter diesem Titel existirt ein Buch von Merkel.

Mit einem kleinen Triolet
Will ich Dir kleiner Merkel dienen.
Vermengst Du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ei, ei, bei solchen Kennermienen,
Einst wies ich schon Dir das Sonett;
Mit einem kleinem Triolett
Will ich Dir kleiner Merkel dienen.

Bekanntlich verloren sich diese Befehdungen immer mehr und mehr. Die stille Verbreitung der Grundsätze der neuen Schule gewann fortdauernd einen größern Umfang und man kann wohl sagen, daß sie sich in der Hauptsache überall Bahn gemacht und wesentlich beigetragen haben, der deutschen Literatur einen sicherern, höhern Standpunkt zu erringen und zu behaupten.

Aehnliche Thee's wie im Sanderschen Hause fanden im Hause des berühmten Arztes Hofraths Dr. Marcus Herz statt. Seine geistvolle Gemahlin, deren hohe, grandiose Gestalt die Reize der frühern Jahre in ihrer edlen Gesichtsform weit besser noch an den Tag legte, als ein im Zimmer hängendes, vielleicht schon fünfzehn Jahr altes Bildniß, obschon dieses ein, übrigens trefflich gearbeitetes, Werk des mit größtem Recht berühmten Porträtmalers Anton Graff in Dresden war, belebte diese Cirkel durch ihre gemessene Heiterkeit. Leider war der sonst in ihnen heimische Schleiermacher während der Zeit, wo ich einige Mal das Vergnügen hatte, denselben beizuwoh-

nen, zufällig von Berlin abwesend. Man fand aber dort, wie im Sanderschen Hause, eine sehr gewählte Versammlung und ohngefähr auch von demselben Tone.

Wegen der Menge ausgezeichneter Männer daselbst, hatte ich mir's zum Gesetz gemacht, mich um keine Adressen zu bewerben, bei meiner Ankunft Niemand dort von freien Stücken zu besuchen, als die Sandersche Familie und die Veranlassung zu Bekanntschaften selbst abzuwarten. Eine Empfehlung an den Buchhändler Friedrich Nicolai war jedoch durchaus nicht abzulehnen gewesen. Die ungünstigen Materialien, welche Blumauers Witzeleien auf ihn, die starken Ausfälle in den Xenien und der ihm zuerkannte, überwiegende Einfluß auf die, in Sinn und Geist immer mehr veraltende, allgemeine deutsche Bibliothek darboten, hatten meiner Einbildungskraft ein wenig einnehmendes Bild von ihm untergeschoben. Um so freundlicher fühlte ich mich durch die sehr wohlwollende Aufnahme des feingebildeten Greises überrascht. Obschon seine von Fleisch ziemlich ganz entblößte, Figur und Kränklichkeit die Nähe seines Lebenszieles deutlich aussprachen, wurde er doch im Laufe der Unterhaltung so warm und lebendig, daß man das vergaß. Auch mußten mich seine zuvorkommende Güte und der Wunsch, mir den Aufenthalt in Berlin angenehm machen zu helfen, für seine Person einnehmen. Er hat mir wäh-

rend meines dortigen Aufenthalts manchen Beweis davon gegeben, wie sehr es ihm ernst war, mit dem mir bezeigten Wohlwollen. Obschon meine erste Wohnung in Berlin in einem sehr entfernten Theile der Leipziger Straße lag, strengte er doch schon am Tage nach dem ihm von mir gemachten Besuche, seine schwachen Körperkräfte zu einem Gegenbesuche bei mir an. Er führte mich auch selbst in die von Zelter gestiftete Singakademie, in einen Verein, ich glaube die Mittwochsgesellschaft, die man eine gelehrte nannte, und bei deren nichts weniger als durch Steifheit abschreckenden Soupers ügrigens wie in andern Vereinen von feiner Bildung, alle dahin passende Gegenstände, wenn sie auch vom Felde der Literatur ganz abliegen, zur Sprache kamen. Göking und andere ausgezeichnete Gelehrte, gehörten zu den anwesenden Mitgliedern. Obschon Alles verrieth, daß die ältere Parthei in der Literatur die große Mehrheit der Versammlung ausmachte, so erinnere ich mich doch keines einzigen Wortes, das als eine, auch nur entfernte, Anspielung gegen die jüngere hätte genommen werden können. Die Waffen ruhten völlig. Der tiefste Friede schien sich über die Gefilde der literarischen Republick auszubreiten. Auch sonst in den Alleingesprächen zwischen mir und Nicolai geschah keiner literarischen Erscheinung oder Person Erwähnung, die auf die kriegerischen Um-

stände hätte hindeuten können. Absichtlich hütete ich mich schon deshalb dafür, weil es mir für eine Pflicht galt, den mir Wohlwollenden keine verletzenden Erinnerungen zuzuführen und er, meine Gesinnung über den Punkt nicht kennend, nahm schon als feiner Mann Anstand, der Unterhaltung diese Richtung zu geben. Ein einziges Mal, es war in der Singakademie, ging ein Mann, grade vor sich hinschauend, an uns vorüber, dessen vielsagendes Profil meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Nicolai schien es zu bemerken. Kennen Sie den Herrn noch nicht? fragte er und fügte auf meine Verneinung sogleich hinzu: Es ist Fichte. Hiermit war aber auch unser Gespräch über den Gegenstand für immer geschlossen. Recht anmuthig und elegant waren die Soireen in Nikolai's so raumvollen, als anständig eingerichteten Hause. Kotzebue und Merkel fehlten dabei nicht. Aber obschon die Gegenparthei ebenfalls ihre Representanten in der glänzenden Versammlung hatte, so schützte doch das unverkennbare Vorwalten des Anstands und der feinen Sitte, vor den Ausbrüchen jener widerwärtigen Rohheit, welche die gedruckten Buchstaben beider Partheien gegeneinander damals verpestete.

Meine Ankunft in Berlin fiel grade mit einer in der Zeitung für die elegante Welt vorgekommenen Mystification zusammen. Eine neue — ich habe ver-

gessen, ob ächte, oder nur schalkhaft fingirte — Preisaufgabe der Weimarschen Kunstfreunde, deren Gegenstand die Befreiung der Andromeda durch den Perseus war, hatte dazu Veranlassung gegeben. Durch die Jena'sche allgemeine Literaturzeitung pflegte über die bei ähnlicher Gelegenheit in Weimar eingelangten einzelnen Concurrenzstücke ein vollständiger Bericht veröffentlicht zu werden. Und so erschien denn damals in den Nummern 120 bis 124 der Zeitung für die elegante Welt eine vorläufige Beschreibung, der aus den angeblich eingelaufenen Kunstwerken bestehenden Weimarschen Ausstellung. Zufolge dieser Beschreibung hatten eine ziemliche Anzahl der vorzüglicheren Maler und Zeichner Deutschlands sich der Preisaufgabe gefügt und sogar mehre der ältern Künstler nicht verschmäht, sich in die Reihe der Concurrenten zu stellen. Die aus dem Zeitungsaufsatze hervorblickenden, anerkannten Künstlernamen mußten die Wißbegier eines jeden, der die Blätter in die Hand nahm, außerordentlich reizen. Nur allzubald erkannte freilich der Kenner den Satyr, der hinter dieser Beschreibung lauschte, deren Bilder gewiß nicht existirten. Grade der Kenner aber, ergötzte sie ohne Zweifel durch die genaue Kenntniß am meisten, welche dem Verfasser von der Eigenthümlichkeit der Kunstanschauung und Ausbildung der Künstler beiwohnte, die zu der Ausstellung angeblich beigetragen.

Von den verschiedenen Tableaux sollte nämlich jedes im Geiste desjenigen erfunden und ausgeführt sein, dem es zugeschrieben wurde, wobei der Verfasser die eigenthümlichen Schwächen der Künstler, zum Theil mit ungemeinem Witze, bloßgestellt hatte.

In allen Cirkeln Berlins rumorte diese neue Erscheinung gewaltig. Obschon die Mehrheit der hauptsächlichsten Wortführer in den dortigen, zur Aesthetik sich hinneigenden, gesellschaftlichen Salons bereits von der Wahrheit überzeugt war, daß der Sache eben keine Wahrheit zum Grunde liege, so gab es doch noch hin und wieder einige, das Gegentheil Behauptende. In der Kunst selbst, weniger orientirt, ließen sie sich von dem Style der Beschreibung irre führen, bei welchem absichtlich die breite, gemächliche, an Göthe's Sprachgewandtheit, wenn schon weniger an dessen Gedankenreichthum, erinnernde Form, die der Maler, Professor Meyer zu Weimar, Verfasser der frühern Ausstellungsberichte, in der allgemeinen Literaturzeitung und den Propyläen anzuwenden pflegte, zum Theil mit vielem Glücke nachgeahmt worden. An manchen Stellen war freilich durch die Ironie die Meyersche Redseligkeit absichtlich zu sehr herausgehoben. Von Leipzig kommend, traf mich mehrmals die Frage, ob ich nicht etwas Näheres über die Bewandtniß mit dem Aufsatze in der dort erscheinenden Zeitung für die

elegante Welt mitzutheilen wisse. Zwar würde ich allerdings darüber die beste Auskunft haben geben können, da der Aufsatz durch meine Hand an die Redaction jener Zeitung gelangt war, doch da mir der Verfasser die gänzliche Verschweigung seines Namens auferlegt hatte, so hielt ich damit zurück und ließ höchstens merken, daß mir die Abhandlung allerdings als eine Mystification vorkomme. Hierüber mußte sich wohl zuletzt Alles vereinigen, als am Schlusse der Anzeige in der Beschreibung der Art, mit welcher Professor Meyer die Preisaufgabe aufgefaßt hatte, der Satyr aus der bisherigen leichten Verhüllung völlig hervorgetreten war. Nun aber zerbrach man sich wieder über den Verfasser den Kopf. Einem Künstler wurde der Aufsatz schon deshalb seltener zugeschrieben, als einem bloßen Kunstkenner, weil man vergebens sann, um in Deutschland auf einen Künstler zu treffen, der nicht unter den darin Aufgeführten sich mitbefinde, und dabei der Erfindung und Abfassung einer solchen Beschreibung fähig sei. Allein auch keinem der bekannten Kunstkenner wollte sich, aus diesem oder jenem Grunde, das Unternehmen mit einiger Wahrscheinlichkeit zutrauen lassen. Es schien sonach einer unter den angeblichen Concurrenten um den Preis selbst sein zu müssen. Der Scharfsinn wollte nun herausfinden, daß zwei der letztern, die Künstler Ferdinand Hartmann

in Dresden und Professor Büry in Berlin, sich in dem Aufsatze einer etwas mildern Behandlung erfreueten, als die übrigen. Vielleicht diente auch diesem Scharfsinne Büry's offenbare Befangenheit beim Gespräche über den Gegenstand zu großer Unterstützung. Genug, nach einiger Zeit verlautete es überall, Hartmann sei der Verfasser und Büry habe darum gewußt.

Mehre der dabei betheiligten Künstler waren sehr ergrimmt über den witzigen Einfall. Besonders hatte einer bitterlich geklagt, daß der Verfasser boshafter Weise beabsichtigt habe, ihm seinen Broderwerb zu schmälern.

Der höchste Glanzpunkt in Kotzebue's Leben war vielleicht die damalige Periode. Sein „merkwürdigstes Lebensjahr" zunächst die Geschichte seiner Verweisung nach Sibirien und die darauf erfolgte ehrenvolle Zurückberufung enthaltend, hatte einen, für ungeheuer geltenden, Absatz gefunden. Jedermann mußte das Buch gelesen haben, weil eine Zeitlang beinahe von nichts anderm gesprochen wurde. Sander war der Verleger, man kann daher wohl denken, daß das Verhältniß zwischen ihm und dem Verfasser, zu den freundlichsten gehörte. Letzterer legte auch einen hohen Werth auf Sanders vorzügliche Reife des Urtheils in allen Dingen, welche ökonomische Gegenstände be-

trafen und zog ihm dabei gern zu Rathe, weil er dergleichen Dingen viel weniger gewachsen war. Obschon Kotzebue ein bedeutendes Vermögen haben mochte, das erst kurz zuvor durch ein Geschenk des russischen Kaisers Paul, von fünf oder siebenhundert Bauern, ansehnlich vermehrt worden, hörte ich ihn doch eines Tages gegen den Buchhändler Sander darüber klagen, daß sein Aufenthalt in Berlin zu kostspielig für seine Umstände sei. Einem ohngefähren Ueberschlage der Hauptausgaben nach, bedurfte er allerdings jährlich zwischen sieben und achttausend Thaler. Und wenn auch anständige Gastfreiheit zu den Principien seines Hauswesens gehörte, so ließ sich ihm doch keine Ostentation und Großthuerei Schuld geben. Alles vielmehr war anspruchlos und zeigte von jener, zwischen Geiz und Verschwendung die Mitte haltenden Einfachheit, wobei sich der Gast am wohlsten befindet. So bewohnte er unter anderm ein recht geräumiges Quartier in der Jägerstraße, aber es war im zweiten Stocke. Dennoch hatte er dafür einen sehr hohen Preiß zu entrichten, obwohl das darunter mit begriffene Geräth keinesweges prächtig genannt werden konnte. Der Verleger seines „merkwürdigsten Lebensjahres" setzte ihm auseinander, wie sehr diese hohe Summe schon allein, gegen eine zweckmäßige Oekonomie sündige und daß er ohne alle Vergleichung wohlfeiler und besser wohnen

würde, wenn er statt des möblirten Quartiers, eins ohne Geräth miethen und letzteres hineinkaufen wolle. Von den übrigen hergezählten Ausgaben, war die ansehnlichste, die für die Equipage. Kotzebue versicherte dem Buchhändler Sander seine besondere Dankbarkeit, als er sich zu Entwerfung eines Etats erbot, bei dem er, ohne sich im mindesten einschränken zu müssen, mit einer weit geringern Summe als zeither auskommen solle. Ich bin überzeugt, daß letzteres wirklich bezweckt worden, wenn Kotzebue auf die Vorschläge dieses trefflichen Rechnungsmannes eingegangen wäre.

Kotzebue, nicht groß von Person, gehörte zu denjenigen Männern von Geist, deren Witz im einsamen Gemache und der Leichenfarbe des Papieres gegenüber, sogleich in anmuthige Feuerwerke aufsprudelt, während er in Gesellschaft, bei Tafel und überhaupt in der Mitte der lebendigen Welt, aus dem Inkognito des Gewöhnlichen, durch Entfaltung seiner geistigen Kraft, höchst selten herauszutreten pflegte. Sein Aeußeres verieth eben so wenig den vor vielen Andern mit geistigen Schätzen Begabten. Seine Gesichtszüge waren ohne viel Bedeutung, sein Auge nicht matt, aber auch nichts weniger als ausdrucksvoll. Schlauheit war der hervorstechendste Zug seines Gesichts, der aber nicht selten in ein gutmüthiges Lächeln sich umformte.

Im Kreise der Seinigen erschien er als ein sorgsames, theilnehmendes Familienhaupt. Seine zweite Gemahlin war die würdigste Vorsteherin des wohleingerichteten Hauswesens. Ein Vorstand, welcher aus freiem Willen sich größtentheils auf die häusliche Sphäre als Mutter und Gattin beschränkte, bei der einnehmendsten Tiefe des Gefühls, versah sie mit einem besondern Interesse. Das edelgeformte, blasse Gesicht konnte die durch Kränklichkeit herbeigeführte, stille Melancholie so wenig, wie die Reize ihrer frühern Jahre verläugnen. Als einer großen Seltsamkeit im damaliegen leidenschaftvollen, literarischen Partheigewirr, glaube ich eines Abends, hier gedenken zu müssen.

Von Kotzebue nebst dem Sanderschen Hause und andern Bekannten zu einem Abendessen bereits eingeladen, wurde mir kund gethan, daß A. W. Schlegel an demselben Abende sein Schauspiel: die Andacht zum Kreuze, nach Calderon vorlesen würde. Unmöglich konnte ich mir die Freude versagen, auf die Erlaubniß des Zuhörers Verzicht zu leisten. Beides schien sich auch vereinigen zu lassen. Allein ein Zufall hatte den Anfang der Vorlesung etwas verzögert, die angenommene Einladung bei Kotzebue zu versäumen, wäre aber eine um so weniger zu verzeihende Beleidigung gewesen, weil aus mehren Ursachen schwerlich verborgen blieb, wo ich meinen Abend zugebracht. Darum

entschloß ich mich denn, nach dem ersten Theile des vorgelesenen Drama's mich zu entfernen, den Beweggrund übrigens nicht verheimlichend. Der Gegensatz zwischen der neuen Kunstschule und der Gegenparthei, konnte kaum schärfer, als durch die Verschiedenheit der von mir verlassenen und der darauf folgenden Versamlung ausgesprochen werden. Im Bernhardischen Hause, wo Schlegel wohnte und vor wenigen Zuhörern und Zuhörerinnen, unter welchen erstern, wenn ich nicht irre, auch Tieck war, der in dieser Zeit aus Dresden zum Besuche nach Berlin gekommen, die Vorlesung hielt, richtete Alles seine ganze Aufmerksamkeit mit wissenschaftlichem Ernste und Andacht dem Vortragenden zu, während die heitern Farben und Töne eines, weder auf Wissenschaft, noch auf Kunst basirten, fröhlichen Abends, bald darauf in den von Kerzenglanz reich durchschimmerten Gemächern Kozzebue's mich empfingen. Mein Auge hatte sich unter dem strahlenden Gemische von Männern und schön gezierten Frauen noch nicht zurecht gefunden, als das Mahl eröffnet wurde. Die Zahl der Gäste war so ansehnlich, daß die Haupttafel des Speisesaals nicht ausreichte und im Nebengemache noch zwei kleinere zum Mahle ebenfalls vorbereitete runde Tische standen. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, eilte Alles zuerst nach den Nebentischen, so daß eine Menge Aspiranten

keinen Platz mehr dort antraf, und der Hauswirth wahre Noth hatte, die Ueberzähligen zu der noch eine Menge Platz darbietenden, großen Tafel zurückzuführen. Ich gestehe, daß auch ich lieber im Nebengemach ein Unterkommen gefunden hätte. Sobald ich Iffland unter den Gästen wahrgenommen, war nämlich mein Hauptstreben dahingegangen, in seine Nähe zu kommen. Allein der eine der kleineren Tische, nachdem er sich schleunig zurückzog, war von andern Zudrängenden gleichsam mit Sturm genommen worden, von denen, wie mir es vorkam, der, ebenfalls anwesende, Merkel besonders Beschlag auf den merkwürdigen Mimen gelegt hatte.

Es wurde bereits Kotzebue's Erscheinung im häuslichen Leben mit Achtung gedacht. Am freundlichsten nahm er sich aus, Abends an seinem Familientische. Ein Paar solcher Abende habe ich, aus dem Schauspielhause kommend, mit August Lafontaine dort verlebt. Das eine Mal hatten wir uns im Theater getroffen, wo Kotzebue's „Wildfang" aufgeführt worden war. Wenigstens eben so viel als die anmuthige Posse selbst, ergötzte uns eine harmlose Provinzialnatur, die hinter uns saß. Der bereits weit über die Kinderjahre Hinausgewachsene mochte wohl zum ersten Male in seinem Leben des theatralischen Genusses sich erfreuen. Denn kaum, daß der Wildfang

nur aufgetreten war, so schlug ihm auch die mächtigste Flamme des Lachens so unaufhaltsam und laut aus dem Halse heraus, daß ein allgemeines St! rings umher sich vernehmen ließ. Er erstarrte vor Schrecken, als er inne wurde, daß die Rectification ihm galt und er der Gegenstand einer Menge finsterer Gesichter war. Aber die Leichenbittermiene, welche das lange Gefühl der so wider Willen in der wohlgezogenen Residenz bewiesenen Kleinstädterei ihm erzeugte, war nicht auf die Dauer gearbeitet. In Kurzem sprengte die monströse Kraft seiner Natur die Zwangsjacke des Anstands wieder entzwei, er wieherte vor Lachen wie ein Pferd, und in den ersten Augenblicken die lauten Mißbilligungszeichen der Nachbarschaft gar nicht vernehmend, rief er mehrmals hintereinander, ein verfluchter Kerl! ein Mordhund! Einem Theile, der in der Nähe Sitzenden, ging es wie Lafontaine und mir, unterjocht von dem wahrhaft komischen Widerspruche zwischen des Menschen nothgedrungenem Lachen und seinem besten Willen, den Kleinstädter nicht zu verrathen, wurde er ihnen fast anziehender als das Stück. Einer seiner nächsten Nachbarn, ein Schalk, fing sogar ein Gespräch darüber mit ihm an, daß dem Lachen in diesem Schauspiele gar nicht zu widerstehen sei. Der hiermit ihm zugesprochene große Trost wirkte auf der Stelle. „Ein verfluchtes, ein gar verfluchtes Stück!" kreischte er und

die Lachthränen rollten ihm dazu mit Gewalt aus den Augen. — Bei Kotzebue angelangt unterließ Lafontaine nicht, den offenbaren Triumph seines „Wildfangs" über diesen Kleinstädter mitzutheilen, der einmal nach dem andern gerufen habe: Ein Mordhund! ein verfluchter Kerl Kotzebue's Gesicht erheiterte sich dabei ganz ungemein. Als ich aber sodann die besondere Geschichte des Nachbars vom Kleinstädter, der ihn in seinem Lachen zu bestärken suchte, hinzufügte und seinen Ausruf: Ein verfluchtes Stück! mit bemerkte, was von meiner Seite ohne das mindeste Arg geschah, so stieg plötzlich unverkennbar einige Empfindlichkeit in Kotzebue's Miene auf. „Wenigstens," — sagte er — „scheint er's gut gemeint zu haben." — Dazu faßte er mich fest mit seinem Blicke. Er ließ aber sogleich wieder davon ab und wurde freundlich, wie zuvor, als meine ganz unbefangene Miene ihn überzeugen mochte, daß auch ich bei meiner Wiederholung des Wortes gewiß keine hämische Absicht gehabt hatte. Diese Abende traten mir nach einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male wieder in der ganzen Frische ihrer gemüthlichen Farben bei der Nachricht von seiner Ermordung, vor die Seele. Der eigentliche Wahnwitz ist mir niemals klarer erschienen, als in dieser völlig sinnlosen Gräuelthat. Am empfindlichsten hat sie das deutsche Theater betroffen. Abgesehen von

den bekannten Mängeln in Kotzebue's Lustspielen, welche zudem fast alle besseren der neueren Zeit mit ihnen theilten, hatten sie vor den besten sogar, gewöhnlich ein Uebermaaß von Witz und Lebendigkeit voraus. Mehre seiner letzten Werke ließen hierin und in Vervollkommnung der Form überhaupt die früheren hinter sich. Wenn sein Nebenbuhler Scribe, wohl nicht ohne Grund, mit ihm verglichen und sogar der französische Kotzebue geheißen worden, so dürfte dem deutschen doch wohl mit größtem Recht im Witze und in der komischen Kraft der Vorrang vor Scribe, zu vindiciren sein. Und welche wahrhafte Leckerbissen boten die, wie nur in müßigen Stunden und beiläufig, ihm aus der Feder geflossenen kleinen, mitunter recht geistvollen Blüthen in seinen Theateralmanachen, den Gesellschaftsbühnen und solchen freundschaftlichen Cirkeln dar, die ihrer gewöhnlichen Unterhaltung gern zuweilen die Darstellung leicht aufführbarer Dramen substituirten. So erinnere ich mich selber noch eines sehr angenehmen Abends in Berlin, wo eins dieser Stücke aufgeführt und ich in Ermangelung des gewöhnlichen Souffleurs, trotz meiner, auf völlige Unbekanntschaft mit dieser Funktion gegründeten Protestationen, sofort dazu obtorto collo aufgegriffen wurde. Wenn man, selbst auf bedeutenden Bühnen, nur zu oft entdeckt, daß gar mancher Held sein Heldenthum

ohne die kräftige Stütze des officiellen Einbläsers schwerlich behaupten würde, so möchte man beinahe glauben, daß auch für diese untergeordnete Menschengattung ein zu erringender Lorbeer gewachsen sei. Gewachsen aber oder nicht, für mich wenigstens, den improvisirten Souffleur jenes freundlichen Abends, gab es keinen. Anfangs versah ich zwar pflichtmäßig jeden Spielenden mit dem etwa benöthigten Stichworte. Jetzt aber beim Eintreten einer, durch ausgezeichneten Wuchs und Frische des Jugendreizes mächtig empfohlenen Dame, welche in männlichem Kostüm zu erscheinen hatte, erscholl auf Einmal ein freudiges ah! der Zuschauer. Davon mit ergriffen, blickte auch ich hinüber, verweilte zu lange bei der heitern Erscheinung und fühlte mich so geblendet, daß mein Auge bei seiner Rückkehr nach dem verlassenen Buche unter dessen Buchstaben erst eine Zeitlang herumirrte, ehe es sich zurecht finden konnte. Es war mir um so empfindlicher, da wirklich bei der Dame ein Stichwortmangel sich eingestellt hatte, dem jedoch ihr lebendiger Geist noch bei Zeiten abzuhelfen wußte. Die Dame war ein Fräulein Lehmann, nachherige Gattin des musikalischen Virtuosen Clementi, die aber, wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz täuscht, leider, ein Opfer ihres ersten Kindbettes wurde. Das Haus, wo mein ephemerisches Souffleurleben sich sonach nicht von der glän-

zendsten Seite gezeigt hatte, bot überhaupt große Annehmlichkeiten in seinen Soireen dar. Es gehörte einer verwittweten Madame Bernhard, die, obschon in Jahren weit vorgerückt, noch recht vielen Sinn für das gesellige Leben hatte, und Alles anwendete, den eleganten Cirkel, den sie um sich versammelte, durch den Wechsel der Unterhaltung, wie z. B. durch die Genüsse der Tonkunst, zu erfreuen. Ich erinnere mich an dortige Kunstleistungen von der, zu ihrer Zeit hochgefeierten Sängerin, Signora Marchetti und dem Kapellmeisser Righini.

Die Berliner öffentliche Schaubühne konnte sich damals eines ziemlich hohen Grades der Vollendung rühmen. Allerdings lebte Fleck nur noch in der Erinnerung. Aber je lebendiger diese an den unlängst Dahingeschiedenen war, desto schwieriger auch die Stellung derer, welchen sein erledigter Platz auszufüllen oblag, desto ungerechter zuweilen Forderungen und Vorwürfe, die ihnen gemacht wurden. Gewaltige Künstlernaturen, wie, nach Allem, was man über den Todten vernahm, ihm eine eigen gewesen, können den Maaßstab unmöglich bilden. Gleichwie es thörigt sein würde, ihre, das gewöhnliche Maaß überschreitende Trefflichkeit in dasselbe hineinzwingen zu wollen, eben so thörigt ist es, andern, an sich guten, Künstlern jenes Uebermaaß ansinnen zu wollen, wozu ihre Na-

tur nirgends ausreicht. Unter den Schauspielern, welche ich bei meiner Ankunft in Berlin vorfand, behaupteten nach der allgemeinen Stimme, Iffland und Madame Unzelmann den ersten Rang. Iffland war eine höchst eigenthümliche Erscheinung und grade nach Allem, was über Fleck gesagt und geschrieben wurde, in vieler Hinsicht der offenbare Gegensatz von diesem. Wenn in Fleck eine große, nicht selten Fleiß und Studium verschmähende, Natur vorgewaltet hatte, so war dagegen Iffland der größte Fleiß, das sorgfältigste Studium nachzurühmen. Fleck's Organ war eine mächtige, sich von selbst nach den Umständen mildernde und erhöhende Naturkraft gewesen, während Ifland's Organ, der Natur nur wenig zu verdanken hatte, als ein, diese täuschend nachbildendes, Kunstprodukt erschien. Es verdiente die größte Bewunderung, wie der Mann dergestalt damit ökonomisirte, daß er bei entscheidenden Punkten im Stücke, gemeiniglich gegen die Katastrophe hin, wo der von ihm darzustellende Held im höchsten Ausdrucke des Affekts erscheinen mußte, mit den beschränkten Mitteln seiner Stimme der Kunst ein Resultat abzuringen verstand, das man im Augenblicke, wo es überraschend, ja oft betäubend, hervortrat, für ganz unerreichbar halten, und welches ihm den ungeheuersten Beifallssturm einbringen mußte. Allerdings könnte man sein Verfahren ein so kunstreich ima-

ginirtes, als richtig ausgeführtes Rechnungsexempel nennen. Häufig pflegte er das schöne Facit nur dadurch herauszubringen, daß er die ersten Auftritte mit einer, zuweilen an das Hölzerne anstreifenden, Kälte und Eintönigkeit absand. Aber er wußte recht gut, daß nur auf diesem Wege, für ihn das Höchste zu erreichen war. Und was kann ein Künstler mehr, als das von ihm beabsichtigte Höchste auch wirklich zu Stande bringen? Giebt es doch sogar einen Gesichtspunkt, von welchem aus die Ifflandsche, mit diesem Erfolge gekrönte Procedur noch weit größern Beifall verdient, als das an sich vollkommenere, Verfahren eines durch Naturgaben mehr unterstützten Künstlers. Auch Ifflands Figur war zu der damaligen Zeit keinesweges mehr vortheilhaft für eine Menge von Darstellungen, deren er sich doch mit Beifall unterzog. Sein dicker Unterleib widerstrebte häufig offenbar dem Eindrucke, den der Dichter mit der ihm zu Theil gewordenen Rolle im Auge hatte. Allein theils besaß er die Geschicklichkeit sein Unförmliches, auf diese oder jene Weise durch den Anzug zu maskiren, theils mußte er so viel Würde in Miene, Bewegung und Gang zu legen, daß man nicht dazu kam, es zu bemerken. So konnte er unter andern wagen, sogar der Rolle des Pygmaleons sich zu bemeistern. Denn obschon der Witz nicht mit Unrecht dieses Wage-

stück zu einer Carrikatur benutzte, an der die Hauptsache in der beißenden Unterschrift: Pygmalion, als Iffland, besteht, so hat der große Künstler doch nicht verfehlt, auch mit dieser Darstellung den gewohnten Beifall zu erwerben. Wenn ihm aber auch, vermöge der ihm eigenen Virtuosität in Vermäntelung jenes Unförmlichen, nicht selten die Darstellung der edelsten Helden und Charaktere überhaupt, ungemein gelang, so bestand doch in ihnen keinesweges seine glänzendste Seite. Wahrhaft einzig aber war er in komischen Rollen und zwar nicht in hochkomischen, die über die Schranken der gewöhnlichen geselligen Verhältnisse und Rücksichten hinausragen, sondern in solchen, wie sie im bürgerlichen Leben wirklich vorkommen und besonders vielen, der von ihm geschriebenen Familiengemälde eigen sind. Zu diesen paßte denn auch dann seine Figur, weit mehr, als eine Bessere. Seine Hauptstärke bei solchen Rollen bestand in einem bis zu den kleinsten Nebendingen gehenden Detail. Gleich dem sorgfältigsten alten, niederländischen Maler führte er sein Werk mit einer höchstgefälligen Sauberkeit aus. Man hat an manchen Auslegern seines Spiels, oft nicht ohne Grund, eine bis in's Lächerliche gehende Uebertreibung getadelt und gerügt; aber mitunter ist ihnen auch zuviel geschehen. Denn in der That ließ sich kaum seiner geistreichen Naturnachahmung ein

passender geheimer Sinn unterlegen, auf den ihm ein unermüdetes Nachspüren nicht selbst hingeführt hätte.

Sodann blieb er vielleicht unerreichbar in gewissen bürgerlichen Charakteren, die eine edle Natur würdig wiedergeben können, ohne durch edle Körperform nothwendig unterstützt werden zu müssen. Dieser Fall trat unter anderm ein bei dem damals Furore machenden Kotzebueschen Drama: die Hussiten vor Naumburg, in welchem Iffland die Rolle des Viertelsmeisters Wolf übernommen hatte. Ein dicker Bauch, der dem edeln, ehrenvesten, muthigen Ritter (auf der Bühne nämlich) in der Meinung des gebildeten Publikums gewiß keinen Segen bringt, kann dem Edelsinne, der Ehrenfestigkeit und dem Muthe eines Viertelsmeisters in derselben Meinung, wenig oder nichts anhaben. Iffland war wie für diese Rolle geschaffen. Auch in anderer Hinsicht. Offenbar zur Ungebühr, hat der Verfasser des Stückes seinem Viertelsmeister, recht vornehm sich aufblähende Verse mit Reimen, in den Mund gelegt. Iffland behandelte Rhythmus und Vers wie rohes Material. Er brach alles zusammen, daß es grade wie eine etwas festtägliche Prosa aussah, die allerdings unserm Viertelsmeister besser u zGesichte stand. Ich war auf Kotzebue's Urtheil darüber begierig. Er zeigte sich mit

der Art, wie Iffland den Charakter genommen und durchgeführt hatte, in Allem einverstanden. Ich hatte Opitz in Dresden dieselbe Rolle spielen sehen, und brachte das Gespräch zugleich auf diesen. Opitz mit seiner edeln Gestalt, mit seinem mächtigen, klangvollen Organe, hatte den Versen erst eine, gar nicht in ihnen liegende Anmuth verliehen. Gleichwohl zog Kotzebue, der ebenfalls Zeuge davon gewesen, Iffland, sogar im Recitiren dieser Verse, dem Dresdener Künstler vor. Er fühlte vielleicht, daß Iffland eben durch ihre Vernichtung dem durchzuführenden Charakter statt denselben zu benachtheiligen, förderlich gewesen war.

Die Schauspielerin Unzelmann, nachherige Bethmann, hatte in gewisser Hinsicht einige Aehnlichkeit mit Iffland. Sie stellte nämlich in ihrer Person einen Beweis dafür auf, daß ein eminentes Talent auf der Bühne, (wo doch so mancher Kunstfehler in der Regel durch die körperliche Schönheit des fehlenden Künstlers verwischt und ausgeglichen zu werden pflegt,) der Unterstützung der letztern nicht bedarf, um sich geltend zu machen. Dieser Schauspielerin ging ein imponirendes Aeußeres völlig ab. Ja, das Verhältniß ihres, nur mit dem Worte niedlich zu bezeichnenden Figur wurde von einem zu starken Halse etwas gestört. Ihr Gesicht, keinesweges durch die feststehen-

den Umrisse einer regelmäßigen Form anziehend, zeichnete sich nur durch den höchst einnehmenden Wechsel aus, den die in ihr herrschende Anmuth des Geistes ihren Zügen ertheilte. Und wie Wenige nur sind mit so scharfen Auge von der Natur bedacht, um das allerdings äußerst reizenden Genusses dieser Erscheinung vom Platze der Zuschauer aus theilhaftig zu werden. Gleichwohl war ihr jedesmaliges Auftreten auch ein Triumph. Sie war eine Künstlernatur im höchsten, eigentlichsten Sinne. Sie wußte sich nicht nur beinahe jede ihrer, so vielfach verschiedenen, Rollen, dem ganzen Wesen nach, anzueignen, sie wußte sogar oft, wenn es der Rolle an Seele gebrach, ihr etwas Eigenthümliches einzuhauchen, wodurch sie erst Gestalt und Leben erhielt. Nicht wie Iffland, brauchte sie bei den darzustellenden Charakteren die geringfügigsten Kleinigkeiten mit Aengstlichkeit zu verfolgen. Vor ihrem Geiste stand der wiederzugebende und durch die Kunst auszuschmückende Charakter im Ganzen da und ihr sicherer Takt ließ sie daraus von selbst dasjenige aufgreifen, was den künstlerischen Zweck zu befördern sich eignet; Alles dagegen bei Seite lassend, was, wenn schon ebenfalls in den Charakter passend, doch zu jenem Zwecke nicht nöthig, folglich in diesem Falle als ein unnützer Ueberfluß zu betrachten war. Und so waltete sie mit gleichem Ruhme, als Priesterin Melpomene's

und Thalia's, sowohl in Stücken, die das tiefste, innerste Wesen dieser beiden Musen rein aussprechen, als auch in den vorübergehenden, dem jedesmaligen Zeitgeschmacke huldigenden, Mischlingsgattungen. In Gesellschaft, wo ich eines Abends des Vergnügens ihrer Gegenwart genoß, war sie die Grazie und Liebenswürdigkeit selbst. Damen und Herren waren gleich bemüht, ihr ihre Huldigungen darzubringen. Und so verfuhr man ohnstreitig in jeder Versammlung, wo sie erschien. Wer die Berliner kennt, der wird wissen, daß die dortige feine Welt, wie die gröbere, mit ihren Urtheilen über Menschen und Dinge nicht eben sehr zurückhaltend ist, und daß man eine große Toleranz auch gegen Meinungen bezeigt, mit denen man sich nicht einverstehen kann, selbst, wenn diese Meinungen geschätzte Personen verletzten. Zwei Personen gab es jedoch damals in Berlin, denen Niemand ungestraft zu nahe treten durfte und das war die Königin Louise, dieses hohe Muster von Frauenwürde und Anmuth, und Friederike Unzelmann, die vollendete Künstlerin. —

Das ungeheure Zuströmen der Menschen bei der Benefizvorstellung, welche letzterer während meiner dortigen Anwesenheit zu Theil wurde, deutete auf dieses allgemeine Wohlwollen hin. Um zwei Uhr Nachmittags standen schon Viele vor dem Schauspielhause

und als es geöffnet wurde, nahm auch das Gedränge in seinem Innern, mit jeder Minute beinahe, einen gewaltsamern Charakter an. Ich befand mich ebenfalls in der Mitte der dichten, gährenden Masse, aus Menschen jedes Alters und Schlages bestehend. Ziemlich spät erst mit der unbehaglichen Woge des Gedränges endlich aus der äußern Halle in die innere, wo die Billets zu haben waren, gelangt, fühlte ich mich hierdurch um nichts gebessert. Wie die meisten neben mir Leidenden, verlor ich bereits alle Hoffnung bis zu dem Ausgeber der Billets hindurchzudringen. Auf der andern Seite war mir auch sogar die Hoffnung, wieder aus dem Hause zu kommen, durch die Menschenmasse völlig abgeschnitten. Es blieb durchaus nichts übrig, als ein geduldiges Abwarten, eine mit den so viel möglich etwas vorgehaltenen Ellenbogen zu beobachtende, bewaffnete Neutralität. Hülfsschreie mannichfacher Art, bald in der innern, bald in der äußern Halle, eigneten sich wenig, die häßliche Situation zu versüßen. Da kam das Mitleid mit meinem ohne Zweifel viel Verdruß aussprechenden Gesichte in der Person eines schon halbbejahrten Mannes auf mich zu, der vermöge einer besondern Gewandtheit, sich durch solche Wogen hindurch zu arbeiten, plötzlich mein Nachbar geworden war. Er schien das Geld für das Billet bereits in meiner Hand bemerkt zu ha-

ben und erbot sich freundlich mir ein solches zu besorgen. Seiner Geschicklichkeit in Handhabung des Gedränges ließ sich allerdings das Gelingen der Sache zutrauen. Ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als mich mit Verheißung eines Trinkgeldes auf den Vorschlag einzulassen. Aber die Ehrlichkeit, welche seine Miene darlegte, fehlte seiner Hand. Wenn er auch vielleicht mein Geld zu Erkaufung des Billets anwendete, so habe ich doch weder ein solches von ihm erhalten, noch auch ihn selbst, der in der Menschenfluth, als ein einzelner Tropfen, sich bald verlor, jemals wieder gesehen. Endlich wurde zum Glück, kurz vor dem Anfange der Musik von Seiten der Theaterkasse ein angemessenes Manoeuvre zu Befriedigung der Umstehenden durch Aussendung von Billets unter sie, ergriffen, so daß ich ebenfalls noch dazu gelangte, mir eins erkaufen zu können.

Leider, war nachher der Stand im Parterre mit denselben Mühseligkeiten verknüpft, die man schon in den Hallen erduldet hatte. Während die glücklichen Inhaber eines Sitzes, zum Theil mit dem unverkennbarsten, behaglichsten Bewußtsein ihrer ungeheuer bevorzugten Situation, auf uns Arme herüberblickten, die wir beinahe so fest ineinander gestampft, wie Rebhühner in einer Pastete, nur leider, noch nicht so fühl-

los, umherstanden und jeden gewaltsamen Durchbruch der benachbarten, mit lebendiger Menschenmasse vermauerten Thüre in allen Theilen ihres Leibes gar schmerzlich fühlten, erregte ein Mann in meiner Nähe meine besondere Aufmerksamkeit. Obschon in derselben Lage, wie wir übrigen Stehenden, verstand er doch ganz allein solche zu beherrschen. Es war ein Mann, der wie zwischen Jugend und Alter, auch zwischen Größe und Kleinheit der Statur, ohngefähr die Mitte hielt. Was den Zügen seines, weder Schönheit noch Häßlichkeit ausdrückenden, Gesicht zum Imponiren fehlte, das ersetzte ein Ernst, der wenigstens um einige Nüancen höflicher aussah, als ich mir die Physiognomie der eisernen Nothwendigkeit vorstelle. Gleich einem zum Herrschen Geborenen deutete er nicht nur seiner unmittelbaren Nachbarschaft, sondern auch den schon etwas entfernter Stehenden an, was sie zu thun hätten, um die an ihren Gesichtern ausgesprochenen Qualen der Pressung sich zu erleichtern. Einem flüsterte er mit dem Accente der väterlichsten Regierung zu: Sie müssen durchaus den linken Fuß zwischen die Füße meines Vordermanns zu placiren suchen. Dies geschah. Der bemerkte Vordermann machte allerdings eine etwas unwillige Miene, aber der Gehorsame empfand wirklich einige Erleichterung, während durch die Wendung des Vormanns nach der

Seite, der Commandirende einen Kopf los wurde, der ihm alle Aussicht nach der Bühne zu versperren drohte. Einem Andern sagte der Herrscher: Sie haben sich durchzuarbeiten bis zu jenem Herrn. Die Arbeit erfolgte und gelang. Einiges dabei hier und da verlautende Murren kam weiter nicht in Betrachtung. Inzwischen war es einer Dame, ohnstreitig vermöge ihrer angenehmen Gestalt, gelungen, durch die dichte Menschenmasse bis nach den Stühlen in der Nähe, Bahn zu gewinnen. Allein die dort sitzenden Damen, weniger gerührt von dem hübschen Gesichtchen, als die Herren gewesen sein mochten, versagten ihr durchaus die Aufnahme. Der Commandirende besorgt vielleicht den Hut des ohnweit, von ihm stehenden Dämchens könne ihn wieder um die neugewonnene Gesichtsfreiheit bringen und unterhandelte daher eine Weile mit einem seiner Nachbarn. Er stellte ihm erstens vor, daß die Person ihm alle Aussicht benehmen werde und zweitens, wie unschicklich es sei, eine Dame in so bedenklicher Lage hier allein in dem Männergewühl stehen zu lassen. Sie müsse durchaus genöthigt werden, sich den ihr die Aufnahme unbarmherzig verweigernden Schwestern aufzubringen. Und zu diesem Zwecke rieth er ihm, im zunehmenden Eifer etwas laut, gradezu, ihr seinen Ellenbogen in die Seite zu setzen. Der Dame war das Wort nicht entgan-

gen. Aber indem sie, mit einer mißbilligenden Miene Rechenschaft fordernd, sich nach dem Anordner herumwendete, saß ihr der fremde Ellenbogen auch schon in der Seite. Einzig zu Ihrem Besten, meine schöne Dame! sagte achselzuckend und in tiefster Devotion der Gewalthaber und die kräftige Verwendung der Umstehenden für das reizende Kind impfte wirklich den sitzenden Damen so viel Barmherzigkeit ein, daß sie, wenn schon mit einer nicht ganz unbedeutenden Gesichtsverlängerung, die Platzbedürftige unter sich aufnahmen. Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß, als endlich der Vorhang aufrollte, die Geschicklichkeit des despotischen Usurpators sich gar leuchtend herausstellte. Wir Andern seufzten insgesammt unter der schweren Bürde einer höchst überlästigen Nachbarschaft, er hingegen stand, wie zu einem bessern Schicksal berechtigt und als solches scheinbar von allen umstehenden Patienten anerkannt, ganz frei in der übrigen hartbedrängteu Menschenmasse. Indessen vergaß man wirklich die trostlose Lage seines von fremden Ellenbogen ohne Aufhören hart beeinträchtigten Körpers über der Herrlichkeit der Unzelmann in Göthe's Iphigenia auf Tauris.

Hielt auch ihr Gemahl in Rücksicht auf die Universalität der Kunstnatur die Vergleichung mit ihr nicht aus, so konnte doch das Komische kaum höher und

genialer aufgefaßt werden, als von ihm. Hierin ganz das Widerspiel von Iffland, dessen unverkennbar großes Verdienst im sorgfältigsten Auspinseln kleiner Zustände und in regelmäßiger Abstufung aller Nüancen bestand. Nichts von diesen Mühseligkeiten eines wohlroutinirten, verständigen Fleißes. Unzelmann der ältere übersprang die ganze kleinliche Nüancirung, wie der Genius ihm solches gebot. Kein Gedanke in seinen Gestaltungen an ein fortdauerndes peinliches Kopiren der einmal einstudirten und dargestellten Rolle, wodurch alle Leistungen an Einförmigkeit den unveränderlichen Abdrücken der Kupfer= Stahl= oder Steinplatten gleichen. Wenn er auch in der Regel die Grundzüge der dargestellten Charaktere beibehielt, so wußte er sie doch in den Nebenlinien immer, zuweilen auf das überraschendste, zu variiren, oder solchen, wo das nicht angehen wollte, wenigstens durch ein verändertes Kolorirt, den Reiz theilweiser Neuheit zu gewinnen. Und das häufig ohne große Vorbereitung dazu, wie der Augenblick es ihm eingab. Auch die eigentlichen, immer am rechten Orte, von ihm angebrachten Lazzi zeugten von der genialsten Virtuosität. Bei Unzelmanns Spiele mußte selbst der eingewurzeltste, gründlichste Spleen, recht auf seiner Hut sein, wollte er sich nicht ein lautes Lachen aus der Brust

gerissen sehen, dessen er sich vielleicht lebenslang schämen konnte.

Und in demselben Grade unvergleichlich wie dieser geborene Künstler war das schon recht bejahrte Fräulein Döbbelin, eine weibliche, komische Natur, der ich keine, die ich gesehen habe, an die Seite setzen möchte, als etwa die, leider, viel zu jung verstorbene Schauspielerin Zucker geborene Bösenberg.

Die deutschen Kleinstädter, dieser treffliche Holzschnitt von Kotzebue, wurden damals auf dem Berliner Theater durch Unzelmann als Bürgermeister und die Döbbelin in der Rolle von des letztern Mutter, zu einem Genrebilde von ganz unschätzbarem Werthe.

In Madame Meier, nachheriger Hendel Schütz, besaß die Berliner Bühne ebenfalls einen wahrhaften Schatz. Welche Schauspielerin hätte sich mit ihr in Darstellung der Heroinen messen, wer die Frau des Viertelsmeisters Wolf in Kotzebue's, damals so vielgeliebten „Hussiten" mit ergreifenderer Wahrheit darstellen können? — Noch besaß Berlin in der Witwe des verstorbenen, Fleck eine dem Auge und dem Herzen in gleichem Grade, wohlthuende Erscheinung. Für Liebe und Gefühl in ihren schönsten Bedeutungen, wäre vielleicht kein angemessenerer Ausdruck zu ersinnen gewesen, als die Süßigkeit dieser schlanken, noch

sehr jugendlichen Gestalt. Aus ihren umflorten, blauen Auge floß ein belebender Sonnenblick über alle im Schauspielhause Versammelte. Eine Tasse in der Berliner Porzellanfabrik fand ungemeinen Absatz, welche den Namen Luise Fleck in folgendes Gedicht verwebt, enthielt.

Lieb' Erzwingende
Unbezwungene
Jungfrau der Weiber
Schelmisch Erfahrene
Ehrbar Ueppige
Freiheit Raubende
Leiden Gebende
Erwählte der Musen
Cytherens Erwählte
Künstlerin.

Zwei andere junge Damen die Fräulein Mebus und Eigensatz füllten ihren Platz in Liebesrollen ebenfalls nicht unwürdig aus. Letztere war von einer wahrhaft zauberischen Gestalt. Wohl mochte diese zuweilen einen besondern Antheil an dem Wohlgefallen haben, welches ihr entgegen kam.

In Gesangstücken glänzte Madame Eunicke. Die beliebte Donaunymphe hatte in ihr eine gar anmuthvolle Repräsentantin. Die ersten männlichen Liebesrollen erfreueten sich ebenfalls einer recht würdigen

Besetzung in den Schauspielern: Bethmann, Beort und Mattausch.

Für die große königliche Oper, hatte der Kapellmeister Righini eine neue Composition geliefert. Ob ich schon ihr ebenfalls beiwohnte, so ist mir doch das Süjet ganz entfallen. Soviel ich mich erinnere, wurde sie von bewährten Musik-Kennern sehr erhoben. Es fand sich jedoch, daß sie zuviel Zeit in Anspruch nahm. Sie wurde daher nach der ersten Darstellung in zwei Theile gespalten, wovon jeder einen ganzen Abend, oder vielmehr, die dem Theater für einen Abend gewöhnlich gewidmeten Stunden, reichlich ausfüllte.

Noch gedenke ich hier, daß zur damaligen Zeit unmittelbar vor Weihnachten, neben dem, von der eleganten Welt stark besuchten Christmarkte, in dem Local der vorzüglichsten Conditoren Ausstellungen statt fanden, die mehr oder weniger, auf artistischen Werth Anspruch machten. Sie bestanden großentheils in allerlei aus Mehl und Zucker geformten Gegenständen. Um die Locals vor Ueberfüllung zu schützen, hatten die Beschauer einen geringen Eintrittspreis zu erlegen, für den sie jedoch Zuckerwaaren von gleichem Preise, nach ihrer Auswahl erhielten. So erwarb sich besonders einer dieser Aussteller einen ungemeinen Menschenzulauf durch die Nachbildung des vielbesuchten Platzes unter den Linden. Und zwar hatte er da-

für gesorgt, von den dort gewöhnlich um die Mittags-zeit sich einstellenden Spaziergängern, die durch Tracht, oder sonstige Eigenheiten Hervorstechenden, zum Theil sehr ähnlich, nachzubilden. Allenthalben verbreitete sich das Gerücht, daß einer der also Nachgebildeten, ein Diplomat und ausgezeichneter Historiker, dabei ein ungemein corpulenter Mann, von seinem dortigen Porträt hörend, sogleich der Ausstellung zugeeilt sei, dasselbe mit Ingrimm ergriffen, auf die Erde geworfen und zertreten habe. Ehe ich von Berlin Abschied nehme, glaube ich noch die wirkliche Erscheinung des neuen Journals: der Freimüthige, erwähnen zu müssen. Schon eine ziemliche Zeit zuvor war dasselbe der Gegenstand der Unterhaltung. Wie vor einem heftigen Gewitter gab es einen dumpfen, seltsamen, ungewissen Zustand. Die Parthei, deren Organ der Freimüthige werden sollte, hatte Wunder von dem Blatte voraus gesagt. Es galt, nach ihren bald lauten, bald heimlichen Versicherungen nichts weniger, als ein völliges Ecrasiren der Gegner, einen Vertilgungskrieg, der sich unverzüglich zu Gunsten der neuen Fahne entscheiden mußte. Von Seiten der Verlagshandlung wurden mehr Winke als Worte, zu Bekräftigung dieser unumstößlichen Wahrheit gegeben. Nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa schien darin den Feldzug gegen die sogenannte „poetische Poesie“ eröff-

nen zu wollen, um der schleunigeren Restauration der alten, guten Zeit desto sicherer zu sein. Anfangs hatte Kotzebue, Merkel zur Mitherausgabe aufgefordert und zu bewegen gewußt. Auch war Plan und Titel von ihnen zusammen verabredet worden, Merkel jedoch später, in Folge eines Zwistes, davon zurückgetreten. Wenn auch die Koryphäen der neuen Schule kaum Notiz von dem künftigen Blatte nahmen, so gab es doch unter ihren Jüngern schwache Gemüther, die besonders ein Kotzebuesches großes Witzfeuer besorgten und nur gern gewußt hätten, von welcher Gattung es sein möchte. Das hierüber jedoch beobachtete, tiefe Geheimniß war noch keinem Menschen entsiegelt worden, als endlich die ersten Blätter des neuen Wunderwerks in's Publikum flogen.

Nachdem man sie vorn und hinten kopfschüttelnd betrachtet und gefunden hatte, daß der gute Geschmack das Aeußere des Freimüthigen nicht sonderlich begünstigte, so fing man endlich die Lektüre selbst an. Brachte man aber hierzu schon ein ziemliches Erstaunen mit, so mußte dieses wohl bis in's Ungeheuere wachsen, als die Blätter durchgelesen waren. Breite Animosität, bei allgemeinen Unpartheilichkeitsversicherungen, mochten, wenn ich mich recht erinnere, die Hauptbestandtheile der ersten Lieferung eines mit so vieler Süfficance angekündigten Werkes sein. Von der witzi-

gen Eigenthümlichkeit Kotzebue's kaum hier und da ein schwacher Anklang. Die eine Parthei lachte laut auf, die andere ärgerte sich im Stillen. Nur wenige absolute Schwächlinge der letztern machten sich durch Lobpreisungen eines Blattes ridikül, von dem Jedermann etwas viel Besseres erwartet hatte. Besonders mißfiel auch daran eine große Einförmigkeit.

Die folgenden Nummern trugen im Ganzen denselben Charakter, obschon mehre Aufsätze durch die Verschiedenheit der unterzeichneten, zum Theil anerkannten Namen und Buchstaben, wie N * * *, — ch — und — b —, auch die Verschiedenheit ihrer Verfasser andeuteten. Daß Huber die letzte Chiffre gewählt hatte, wurde in Kurzem ein öffentliches Geheimniß. Andere Aufsätze, wie die Proben von mehrern dramatischen Werken, schienen, ob schon an sich mitunter recht trefflich, zu den Forderungen des Publikums an das Blatt nicht zu passen. In noch andern Beiträgen aus längstvergangener Zeit, wie den Briefen Voltaire's an Friedrich den Großen und den Fragmenten ungedruckter Briefe des Dichters Ewald von Kleist, wollten die Meisten keinen hinlänglichen Ersatz für die fehlenden Notizen von den Neuigkeiten des Tages finden.

Die Erwartungen der Verlagshandlung schienen daher keineswegs sich verwirklicht zu haben. Dies mochte

wohl Ursache sein, daß der Herausgeber noch vor Ablauf des ersten Jahres mit dem Doktor Merkel die Uebereinkunft traf, daß dieser seine Zeitschrift „Scherz und Ernst“ aufgeben und als Mitherausgeber und Redakteur des Freimüthigen, den Namen derselben beifügen möchte; was auch nachher geschehen ist. —

Zu den vielen interessanten Bekanntschaften, die mir in Berlin zu Theil wurden, gehörte vornämlich der berühmte Sänger der Urania u. s. w. Tiedge, welcher, bekanntlich nun schon seit langer Zeit in Dresden lebend, noch jetzt, indem ich dieses schreibe, in dem hohen Greisenalter von mehrern achtzig Jahren einer höchst einnehmenden Heiterkeit genießt und die Fortdauer seines geistigen Lebens durch das vor Kurzem erst erschienene, neue sinnvolle Gedicht: Wanderungen durch den Markt des Lebens, beurkundet. Eben so lernte ich auch in Berlin Feßler und Fischer, die Herausgeber eines damals unter dem Titel: „deutsche Monatschrift,“ beliebten Journals kennen.

Feßler, bekanntlich auch Verfasser des Buches über Religion und Kirchenthum und mehrer historischer Romane, wie Marc-Aurel u. s. w. war ein Mann, dessen tiefer Ernst im Aeußern, durch einen sarkastischen Zug um den Mund in Zweifel gestellt wurde. Daß er früher Mönch gewesen, schienen noch

immer Mienen und Bewegungen zu bestätigen.*) Fischer hingegen trug alle Kennzeichen einer heitern, scherzliebenden Seele an sich. Noch erinnere ich mich eines kleinen Muthwillens, der ihn eines Tages leicht hätte in große Verlegenheit bringen können. Von einem gemeinschaftlichen Diener, ich habe vergessen, in welcher Familie, aufgestanden, gerathe ich mit ihm in ein etwas entferntes Nebenzimmer. Ein offenes Pianoforte lockt ihn an. Unter den darauf liegenden Musikblättern, die er in die Hand nimmt, befindet sich auch der in Schlegels Ehrenpforte mit enthaltene Festgesang deutscher Schauspielerinnen bei Kotzebue's Rückkehr aus Sibirien, dessen erster Vers also lautet:

Allerliebster Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh,
Da man Dich von uns genommen,
Bis Du endlich wiederkommen.
Ach, wir waren sehr betrübt,
Denn wir sind in Dich verliebt.
Nun willkommen, Liebster Du!
Kotzebue, Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Sogleich sitzt er nieder, legt die Noten vor sich hin und singt und spielt das Lied, als ob wir allein

*) Vor Kurzem war er noch am Leben und 80 Jahr alt. Er feierte am 5. August 1836 zu Petersburg das 50jährige Jubiläum seiner theologischen Doktorwürde.

wären, da doch in einem wenig entfernten, offenstehenden Zimmer Alles beim Kaffee versammelt war und Kotzebue selbst zu den anwesenden Gästen gehörte.

Ich bemerke hierbei, daß Fischer unter anderm, Verfasser einer Ode auf Friedrich den Großen war, deren Schlußstrophen ich wegen der erhabenen Gedanken, durch die sie sich auszeichnen, hier befüge.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb
Nach keines Wurmes dreusten System geformt.
    Nicht millionfach durchgeflochten,
    Einfach wie Gott und die Wahrheit war er.

Das Beste thun, war seine Religion,
Sein Opfer, rastlos wirkende Thätigkeit,
    Die Welt sein Tempel, seine Priester
    Herzberg und Carmer, der Brennen Solon.

Sei Mensch, sei Bürger, sprach er, das Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
    Zu welchem Moses, Zoroaster,
    Christus und Mohammed rufen: Vater! —

Besonders erfreuete ich mich während meines Aufenthalts in Berlin des Umgangs mit den beiden berühmten Malern Büry und Hummel. Der erstere war damals eben, mit seiner, für die Königin von Preußen gefertigten Kopie, der herrlichen Madonna des Rafal in der Dresdener Gemäldegalerie zu Stande gekommen. Obgleich an Jahren schon etwas vorgerückt und nur noch nothdürftig mit Gesundheit versehen,

trug ihn doch sein leichter, froher Sinn recht behaglich durch die Welt. Bekanntlich hat sein Porträt von Göthe, auf dessen persönliche Gunst er mit Recht den höchsten Werth legte, bei Kennern großen Beifall gefunden.

Professor Hummel, sein genauester Freund, beschäftigte sich in jener Zeit mit Ausführung mehrer architektonisch-landschaftlichen Kunstwerken, zu denen er die Studien in Rom gemacht hatte. Bei der Kunstwelt hat er sich besonders auch durch das mit Hirt gemeinschaftlich herausgegebene mythologische Bilderbuch und ein, in zwei Bänden erschienenes, treffliches Werk über die freie Perspective in hohe Achtung gesetzt. Neben einem ungemeinen Kunsttalente, empfiehlt diesen liebenswürdigen Mann ein unverkennbares Wohlwollen und jener gemüthliche Humor, in dessen Kreise Geist und Herz aller dafür Empfänglichen sich wohlbefinden. Gern hätte ich den besonders durch die leichte Heiterkeit seiner Verse empfohlenen Langbein, als einen alten Bekannten, aufgesucht. Allein er war, wie ich, durch Mehre vernahm, die gleiche Versuche fruchtlos gemacht hatten, zu damaliger Zeit, beinahe ganz unzugänglich geworden. Später soll sich dies wieder geändert haben.

Im Herbste war ich nach Berlin gekommen und würde es ohne Zweifel vor Anfange des Frühlings

nicht wieder verlassen haben, wäre ich in Wohnungen gerathen, welche der großen Strenge des damaligen Winters bessern Widerstand entgegengesetzt hätten. Allein nachdem ich ein Quartier aufgegeben, weil der stärksten Feuerung ohngeachtet, solches nicht zu durchwärmen war, bekam ich ein anderes, dessen Ofen ebenfalls so sehr die zweckmäßige Vorrichtung abzugehen schien, daß mir seine längere Beibehaltung auch unmöglich wurde. Ohne allen Zweifel würde bei einer vorausgegangenen, sorgfältigern Nachforschung, ein vollkommener Schutz gegen die Kälte gewährendes Unterkommen mir nicht haben fehlen können. Doch mein Verdruß über die zeitherige Unbehaglichkeit in der eigenen Wohnung gab den Ausschlag. Ein zufällig sich mir darbietender Gefährte machte, daß ich sofort die Abreise antrat, die ohnehin in wenigen Wochen erfolgen sollte. Uebrigens kann ich sagen, die Erinnerungen, welche mir ein recht freundliches Geleite aus der schönen, preußischen Residenz gaben, überstiegen an Annehmlichkeit die Erwartungen bei Weitem, welche mich dahin geführt hatten. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, bewahre ich aus dem gefälligen Wechsel des leicht vorüberfliegenden, feinen Gesellschaftslebens Berlins manche höhere Blüthe des Wohlwollens und der Freundschaft freudig und mit der festen Ueberzeugung, daß ihr Andenken keiner Verjährung unterworfen sei.






CoLibrì
COVER SYSTEM
Made in Italy

